LAP

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 1 2002
THEOLOGICAL SEMINARY

ESTUDOS TEOLÓGICOS

STUDIEN UND BERICHTE

Editados pela

Comissão Teológica do Sínodo Riograndense

São Leopoldo

Ano 1952 Março — Setembro N.os 2/3

Redator responsável: P. E. Schlieper
Membros da Redação: { P. L. Strothmann e Dr. E. Fülling
Caixa postal, 14 — São Leopoldo.

Inhalt:

Die gottesdienstliche Aufgabe des Kirchenchores in der Kirche und auf dem Friedhof (P. Karl Seibel) 23

Zur Neukonstituierung der Altpreussischen Union (P. E. Schlieper) 37

Vom Ursprung und Sinn der geistigen Krise der Gegenwart (Dr. E. Fülling) 38

Einige Betrachtungen über die Stellung der Evangelischen in Portugal und Brasilien im XVI. bis zum ausgehenden XVIII. Jahrhundert Dr. F. Sommer 46

Evangelischer Literaturbeobachter 56

Rotermund & Co., São Leopoldo

Estudos Teológicos Studien und Berichte
Ano 1952 N.os 2/3

Die gottesdienstliche Aufgabe des Kirchenchors in der Kirche und auf dem Friedhof.

Vortrag, gehalten auf der Liturgischen Freizeit im Februar d. J. in São Leopoldo, von P. K. Seibel, Ibirubá.

Hin und her in unserem weiten Land tun Kirchenchöre ihren Dienst. Sie entstehen, blühen auf und verkümmern und vergehen. Meist ist es die Freude am Gesang, die die Menschen zusammenführt. Man singt aus dem Wissen, dass das nun einmal dazugehört (Tradition), oder man will der Nachbargemeinde nicht nachstehen. Oft geschieht es auch aus Liebe zur Kirche, was besonders anzuerkennen ist. Meist sind es willige Chöre, denen es an der geeigneten Leitung fehlt. Aber es finden sich auch faule Chöre, an denen der beste und willigste Chorleiter scheitert. Hier gibt man sich zufrieden mit billigen, gefühlvollen Texten und Weisen, dort müht man sich ab mit ernsthaften, kirchlichen Gesängen. Hier übt man das ganze Jahr hindurch, dort findet man sich nur zur Vorbereitung besonderer Feste zusammen. Hier ist der Kirchenchor eingeordnet in die Gemeinde, dort ist er nur Liebhaberei oder Privatsache eines Pfarrers oder Lehrers.

Es liegt etwas Willkürliches und Zufälliges über der Art unseres kirchlichen Chorsingens. Der eigenen Eingebung, der Phantasie und den Geschmack sind keine Grenzen gesetzt. Nun soll einer gewissen Mannigfaltigkeit nicht ihr Recht abgesprochen werden, da wir immer mit den gegebenen Verhältnissen rechnen müssen und in der Iniative und dem Eifer des Einzelnen wertvolle Kräfte liegen. Aber das kirchliche Chorsingen darf sich nicht selbst überlassen bleiben. Es bedarf der liebevollen Lenkung und Führung. Denn es geht dabei um eine Aufgabe, die klar gesehen werden muss. Es ist da ein Auftraggeber, dessen Weisungen nicht aus den Augen gelassen werden dürfen. Es gibt eine Ordnung, die erfüllt werden muss, ein Amt, das gegeben ist. Es handelt sich um einen Dienst, der treu und gehorsam geleistet werden soll, um grosse Vorbilder der Heiligen Schrift und der Kirchengeschichte, deren Lösungen wir nachstreben müssen. Nur so gewinnen wir festen Boden unter den Füssen.

Aufgabe und Ziel sind uns in der Heiligen Schrift gestellt. Sie ist von Anfang bis zu Ende voll des Gotteslobs. Als das Volk Gottes auf wunderbare Weise von der Knechtschaft errettet wird,

singt Mose dem Herrn ein Siegeslied. Die Psalmen sind uns bekannt als das Gesangbuch des Gottesvolkes. In den prophetischen Büchern finden wir zahlreiche Gesänge, die von der Hilfe und Gnade des Herrn singen. Nicht anders steht es mit dem Neuen Testament. Die ersten Kapitel des Lukasevangeliums enthalten gleich vier grosse Lobgesänge, die durch das Wunder der Menschwerdung unseres Herrn Christus ausgelöst sind. In den Briefen der Apostel finden sich Hymnen und liturgische Gesänge. Und im letzten Buch der Bibel ist des Gotteslobs kein Ende mehr. Das Lied überbrückt Welt und Zeit zur Ewigkeit hin und vereint sich mit den Chören der Vollendeten vor Gottes Thron.

Es kann kein Zweifel bestehen: „Gott loben, das ist unser Amt". Aber es handelt sich nun um das Wie? Welches ist die Aufgabe des Chors im üblichen Gottesdienst?

Die Zerfahrenheit und Ziellosigkeit des Kirchenchorwesens steht im Zusammenhang mit der Unklarheit über Sinn und Zweck des Gottesdienstes. Unser Kirchenvolk hat vielfach falsche und irrige Meinungen über den Gottesdienst. Oft sieht man in ihm nur eine Veranstaltung zur Belehrung über Gesetz und Gebote. Er wird moralisch verstanden. Oder man nimmt an ihm teil, um sich persönlich zu erbauen. Die eigene Gemütsstimmung ist dann die Voraussetzung zur Teilnahme. Wir werden hernach sehen, dass diese irrigen Anschauungen nicht ohne Schuld vergangener Theologengenerationen entstanden sind. Sie wirken eben im Volk noch weiter.

Darum fragen wir uns zunächst, was für eine Bewandtnis es mit unseren evangelischen Gottesdiensten hat, und werfen kurz einen Blick auf die Bibel und in die Kirchengeschichte.

Es ist bekannt, dass die christliche Gemeinde sich viele gottesdienstliche Formen des Alten Bundes zu eigen machte und an die Überlieferung des Volkes Israel anknüpfte. Psalmen, Lobgesänge und mancherlei Anbetungsformen des Alten Testamentes bilden noch heute einen festen Bestandteil unserer Gottesdienste. Das konnte nicht anders sein; denn Christus selbst hatte sich in die fromme Überlieferung seines Volkes hineingestellt. Er stand dem kultischen Leben der damaligen Gemeinde nicht fremd und fern gegenüber, sondern ordnete sich gern darin ein. Der Tempel ist ihm des Vaters Haus, für dessen Reinheit und Würde er sich einsetzt. Er ist bei den Festgottesdiensten im Tempel, und in den Synagogen liest er Gesetz und Propheten und legt sie aus. Als er mit seinen Jüngern das Passahmahl feiert, tut er es getreulich nach der Ordnung seines Volkes und spricht, d. h. singt die vorgeschriebenen Gebete, Danksagungen und Lobgesänge.

Darum ist es erfreulich, im Alten Testament die Gottesdienste bis ins kleinste hinein genau geschildert zu sehen. Man beachtete die Festzeiten, Gewänder, Geräte und kultischen Gebräuche und suchte und fand in ihrer Beobachtung die Gegenwart Gottes. Sagt doch der Psalmist: „Aber Du bist heilig, der Du wohnest unter dem Lob Deines Volkes". So kam man überall dort, wo man nach

dem lebendigen, gegenwärtigen Gott fragte, zu echten und schönen Gottesdiensten.

Nun lesen wir im Neuen Testament, dass Christus auch mancherlei am kultischen Leben seiner Zeit getadelt hat. Darin wird deutlich, dass Christus des Gesetzes Ende ist und als Herr und Ablöser über den kultischen Formen steht. In ihm hat Gott aufs neue und zum letzten zu seinem Volk gesprochen. Die Fülle Gottes wohnt in ihm leibhaftig. Er ist der wahre Tempel, der wahre Hohepriester, das wahre Opferlamm. Die Gegenwart Gottes liegt in ihm beschlossen. Wer sich zu Gott hinwenden will, muss sich zu ihm hinwenden. So wird aus dem Passahmahl das Herrenmahl und aus dem Sabbat der Sonntag zum Gedächtnis der Auferstehung des Herrn. Die gesetzlichen Reinigungsbräuche fallen fort. Statt dessen reinigt das Opfer Christi am Kreuz.

Das Neue und Grundlegende des christlichen Gottesdienstes liegt in der wirklichen Gegenwart des Herrn Christus. Unter seinem Beisein hört man die Verkündigung der Apostel, bricht man das Brot und übt brüderliche Gemeinschaft. Er ist bei ihren Versammlungen mitten unter ihnen. Er ist als der Gekreuzigte und Auferstandene Sinn und Mitte des Gottesdienstes. Ohne ihn ist kein Gottesdienst möglich.

Um der Gegenwart Christi willen war der Gottesdienst Abendmahlsgottesdienst. Als Paulus einmal sehr lange predigte, so dass ein Jüngling einschlief und zum Fenster hinausfiel, hielt dieser Unglücksfall den Apostel und die Gemeinde nicht davon ab, den Gottesdienst trotz der vorgerückten Zeit mit der Abendmahlsfeier ordnungsgemäss zu Ende zu führen. Im Empfang des Herrenmahles wurde man der Gegenwart Christi ganz gewiss.

Das Neue Testament macht wenig Angaben über den genauen Verlauf und die Formen des Gottesdienstes. Wir erfahren nur, dass die Apostel sich gegen Unordnung und Auswüchse wenden. In den nachapostolischen und späteren Zeiten entstehen jedoch zahlreiche Gottesdienstordnungen. So mannigfaltig sie auch im einzelnen von einander abweichen, weisen sie doch als gemeinsam auf: **Gottesdienst ist lobende Anbetung des dreieinigen Gottes im Namen Christi, der in Verkündigung und Sakrament gegenwärtig ist.**

Wichtig ist nun zu beobachten, wie im Lauf der Jahrhunderte Veränderungen und Reinigungen auf dem Gebiet der Lehre auch immer Veränderungen und Reinigungen in der Gottesdienstordnung nach sich ziehen. Das erhärtet sich auch am Beispiel der Reformation. Die Reformatoren konnten in vielen Punkten nicht mit der römischen Lehre gehen, weil sie nicht mit der Schrift übereinstimmten. Infolgedessen muss der Gottesdienst der Reformatoren auch ein anderer sein als der römische. Wie Luther in der römischen Kirchenlehre die Herrschaft des Christus durch Menschenwerk gefährdet sah, so sah er auch im römischen Gottesdienst die Gegenwart des Auferstandenen bedroht. Wo das Opfer vom Priester, also vom Menschen, dargebracht wird, da kann

Christus nicht mehr als der Herr gegenwärtig sein. Darum haben die Reformatoren den Gottesdienst gereinigt, die Verkündigung wieder an den rechten Platz gestellt, die Sakramente nach Christi Wort und Willen ausgerichtet, die Anbetung durch Einführung der Muttersprache vertieft und der Gemeinde mehr Anteil am gottesdienstlichen Geschehen gegeben.

Gegenüber diesen Änderungen kann aber nicht klar genug herausgestellt werden, dass es den Reformatoren keineswegs darum ging, die christliche und kirchliche Tradition über den Haufen zu werfen. Die Reinigung geschah gerade aus Liebe und Verantwortung für den Gottesdienst, den der auferstandene Herr den Seinen zum Vermächtnis gemacht hatte und der unter dem Wirken des Heiligen Geistes in der christlichen Kirche gewachsen war. Der reformatorische Gottesdienst war Abendmahlsgottesdienst, hielt fest an der Gegenwart des Herrn und an den alten Formen der Anbetung.

Denn bald kam eine Zeit, in der man mit den so geübten Gottesdiensten nichts rechtes mehr anzufangen wusste. Aus der Anbetung wurde mehr und mehr die eigene Erbauung. Man suchte die Gemeinschaft mit dem Herrn nicht mehr in der Kirche, sondern im abgesonderten Freundeskreis und in der Familie. Die alten Gesänge und Gebete der Christenheit verschwanden, und aus der Not oder dem Glück des Augenblicks geborene Formen entstanden. So verdienstvoll diese Zeit des Pietismus auch war auf anderen Gebieten, der evangelische, reformatorische Gottesdienst ist dabei verkümmert und verweichlicht.

Noch verhängnisvoller war für den Gottesdienst die sogenannte Zeit der Aufklärung. Der auferstandene Christus musste dem Tugendlehrer aus Nazareth Platz machen. An die Stelle des Gottessohnes trat der Menschenfreund. Christus ist nicht mehr wirklich, real gegenwärtig in den Gottesdiensten, sondern nur noch als eine Idee, als eine Norm.

Wir haben gesehen, dass für die Reformatoren jeder Gottesdienst Abendmahlsgottesdienst war. Jetzt ist für das Herrenmahl kein Raum und keine Zeit mehr. Es wird nur noch am Karfreitag gefeiert und damit missverstanden als eine blosse Erinnerung an Christi Sterben. Die alten christlichen Überlieferungen des Gottesdienstes werden dem finsteren Mittelalter, das man nun endgültig überwunden habe, zugeschrieben. Die menschliche Vernunft hat über Gehorsam gegenüber Schrift und Wirken des Heiligen Geistes gesiegt. Die Zweckmässigkeit regiert das gottesdienstliche Leben. Dieser Fall ist noch schlimmer als der Fall der römischen Kirche vor der Reformationszeit. An die Stelle des den Christus opfernden Priesters ist jetzt der gefeierte Kanzelredner getreten, von dessen Gewandtheit und Geschicklichkeit das Leben der Gemeinde abhängt.

In unseren Tagen hat uns Gott einen neuen Blick für das Wesen des evangelischen Gottesdienstes geschenkt. Man erkennt, dass die Geschichte unseres Gottesdienstes eine Geschichte des

Verfalls war. Der Glaube an den Fortschritt durch die menschliche Vernunft ist uns gründlich vergangen. Die Nöte der Kirche und der gesamten in Unordnung geratenen Welt haben zu ernster Besinnung auf die Bibel und die Ordnungen und Schriften der Reformatoren geführt. Die Gottlosigkeit unserer Welt ist an ihren Früchten offenbar geworden und hat uns gezwungen, nachzudenken über das, was wir als Christen eigentlich zu bekennen haben. Aus dieser theologischen Neubesinnung wurde naturgemäss auch eine Neubesinnung über den Gottesdienst.

Schlagartig beleuchtet wird diese Wendung durch das neue Gesangbuch der Mutterkirche und verschiedene Gottesdienstordnungen, die an die reformatorische Überlieferung anknüpfen und in denen das gläubige Denken unserer harten Zeit seinen Niederschlag gefunden hat. Im Gesangbuch begegnen uns ausser den bekannten eine Reihe von Liedern unserer Zeit und vor allem viele Lieder der Reformatoren, die vorher als zu schwer und ungehobelt abgetan worden waren. Auffällig ist ein grösserer Reichtum an liturgischen Gesängen. So gewinnen wir den Eindruck, dass man Ernst damit macht, dass die Gemeinde im Gottesdienst dem gegenwärtigen Herrn begegnet in Verkündigung und Sakrament. Die äusseren Formen lassen erkennen, dass man in Christi Namen beten und danken will.

Wie steht nun in dieser Entwicklung unsere Riograndenser Synode? Als die ersten Einwanderer nach Rio Grande do Sul kamen, waren die gottesdienstlichen Formen drüben in voller Auflösung begriffen. Das wenige, was unsere Hunsrücker vielleicht an liturgischem Gut mitbrachten, ging in der Vereinsamung und Vereinzelung bald ganz verloren. Die Freipfarrer werden dazu beigetragen haben, dass das gottesdienstliche, liturgische Leben verkümmerte. Als dann langsam die Synode entstand, kam es auf die Anschauungen und Gottesdienstordnungen an, die jeder Pfarrer aus seiner Heimat mitbrachte. Je nach ihrer Ausbildung und landeskirchlichen Herkunft, fiel wohl auch die gottesdienstliche Praxis aus. Dazu kam, dass in unseren Gemeinden nicht regelmässig jeden Sonntag Gottesdienst gehalten werden konnte. So schwand der Sinn für das Kirchenjahr und seine Ordnungen.

Wohl hatte sich in jener Zeit, als unsere ersten Einwanderer kamen, in den unierten Kirchen Deutschlands die Neuordnung des Gottesdienstes nach der altpreussischen Unionsagende durchzusetzen begonnen. Durch sie sollte der Auflösung der gottesdienstlichen Formen ein Damm entgegengesetzt werden. In Ehrfurcht vor dem Alten rückte diese Agende manches wieder in das rechte Licht. Aber diese Ordnung war zu einem guten Teil aus politischen Wünschen entstanden und vorläufig nur dort zu befolgen, wo eine starke politische oder kirchliche Macht auf ihre Einhaltung drängte. Das war in unserem Lande aber durchaus nicht der Fall.

Von diesem Hintergrund aus gesehen muss schon als eine gewisse Leistung anerkannt werden, dass ein liturgisches Mindest-

gut in Brauch und Übung ist. Es ist wohl in den meisten Gemeinden durch die Gottesdienstordnung der altpreussischen Union bestimmt und umrissen. Darum sollen unsere Ausführungen praktischer Art auf dieser Agende fussen und ihre Vorschriften und Möglichkeiten ins Auge fassen. Schon hier sei angedeutet, dass wir ihre Möglichkeiten noch garnicht ausschöpfen. Z. B. ist uns die Übung der Introiten und Wechselsprüche verloren gegangen, der sie doch Raum gibt. Wir halten uns nicht daran, dass der normale Gottesdienst ein Abendmahlsgottesdienst ist. Wir wenden von den verschiedenen musikalischen Formen der Liturgie gerade die an, die am wenigsten der Würde und der reichen Geschichte des christlichen Gottesdienstes entsprechen (Bortnianski!).

Bei unserer Lage als religiöse und sprachliche Minderheit spielt die Tradition eine grosse Rolle. Was die Väter und Vorfahren übten, wie sie anbeteten und sangen, wird für unser gottesdienstliches Streben nicht gleichgültig sein. Jede Tradition hat aber ihre zwei Seiten. Sie kann Hilfe oder Hindernis sein. Nach dem oben gesagten über den Werdegang unserer Gemeinden wird wohl klar sein, dass meist das letztere der Fall ist. Ein Blick auf die noch hier und da üblichen Unsitten des Weihnachtsgottesdienstes genügt, um uns davon zu überzeugen. Die liturgische Unkenntnis mancher unserer Laien, die nicht davor zurückschrecken, am Muttertag das kirchliche Symbol am Altarbehang durch das Wort „Mãe“ zu ersetzen und damit eine neue Unsitte schaffen, ruft uns auf, wachsam zu sein. Wir müssen auch den Mut haben, uns zu fragen: Ist unsere Tradition des gottesdienstlichen Lebens gut und geheiligt? Oder haben wir sie nicht zu überprüfen an der Bibel und ihrem Verständnis durch die Reformation?

Es soll damit nicht gesagt sein, dass man nun gleich neue Gottesdienstordnungen einführen und überall zur Pflicht machen solle. Denn das kann nur aus einer geistlichen Erneuerung geschehen und muss mit einem inneren Wachstum Hand in Hand gehen. Aber in dem Gottesdienst, den wir haben, müssen wir wissen, worum es geht. Wir müssen uns durch die Schrift und ihr Verständnis in der heiligen christlichen Kirche belehren lassen: In Verkündigung und Sakrament ist der auferstandene Herr gegenwärtig. In ihm und durch ihn bringt die Gemeinde Gott Lob und Anbetung dar.

In dieser Aufgabe steht der Kirchenchor mitten drin. Er ist ein Teil der Gemeinde, und zwar Kerngemeinde, die sich besonders zur Verantwortung und zum Dienst gerufen weiss. In früheren Jahrhunderten sang der Chor vom Altarraum aus. Daher wird dieser noch heute als Chorraum bezeichnet. Der Chor hatte seinen Platz in der Nähe des Altars, des Heiligtums. Durch diese Anordnung wurde sinnenfällig klar, dass er seinen Dienst ganz besonders in der Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Herrn zu tun hatte.

Noch ein anderes wurde durch diese alte Anordnung ausgedrückt. Der Chor ist nicht nur ein Teil der Gemeinde, die fleht,

betet und dankt. Er nimmt auch an der Verkündigung teil; er steht also zuweilen auf der Seite des Pfarrers und hilft ihm, das Schriftwort in die Herzen der Gemeinde hineinzusingen.

Wenn heute der Chor meist von der Empore aus singt, dem Ort, der dem Altar am fernsten liegt, darf ihm das kein Grund sein, seinen Dienst als zusätzlich oder losgelöst von der Gemeinde, die drunten sitzt, zu betrachten. Wenn er seine Aufgabe recht erfüllen will, muss er sich im Geist nahe dem Heiligtum, ganz nahe dem Herrn Christus wissen. Er muss danach streben, eins zu sein mit Christus und durch Christus mit Gott.

Ob der Chor nun das Wort Gottes singt, wie es in den Evangeliensprüchen, den Psalmen- und Epistelvertonungen der alten und neuen Meister der evangelischen Kirchenmusik geschieht, oder ob er zum Vollzug der Sakramente heilige Musik darbietet, ob er sich durch Bittverse in das Flehen der Gemeinde einschliesst oder im Wechsel mit der Gemeinde den dreieinigen Gott anbetet, das alles hat zu geschehen in der Gegenwart des auferstandenen und lebendigen Herrn.

Wenden wir uns jetzt den praktischen Fragen zu. Da der Chor Gemeinde ist, hat seine erste gottesdienstliche Aufgabe im liturgischen Singen zu bestehen. Dieses liturgische Singen ist vornehmlich einstimmig gehalten. Das mag unsere Chöre zunächst befremden, da sie nur das mehrstimmige Singen als ihre Aufgabe zu sehen gewohnt sind. Das einstimmige Singen ist aber für den Chor sehr heilsam. Es verbindet ihn enger mit der Gemeinde. Durch den mehrstimmigen Gesang sind wir in Gefahr, mehr der Kunst und dem Geschmack zu dienen als dem Herrn Christus. Gerade die schlichten, einstimmigen Weisen heben unser Singen aus dem Bereich des Menschlichen und Angenehmen heraus und konzentrieren auf den, vor dem und durch den wir singen.

Dafür lässt die in unseren Gemeinden meist gebräuchliche Agende Raum, indem sie dem Chor den Introitus, einen Psalmspruch, zuweist. Er sollte in den altkirchlichen Psalmtönen gesungen werden. Ebenso soll zu den Festzeiten ein Wechselspruch beachtet werden, der auf den Versikelton ausgeführt wird. Dem liturgischen Singen ist die Abwechslung zwischen zwei Chören eigentümlich. Zur Einführung mögen sich Pfarrer und Chor in die Verse teilen. Besser ist es, wenn Chor und Gemeinde einander zusingen. Als Beispiel für dies liturgische Singen finden wir in unserem Gesangbuch das „Herr Gott, dich loben wir“, das deutsche Tedeum von D. Martin Luther, dessen Einübung für unsere Chöre eine schöne gottesdienstliche Aufgabe bildet.

Die für alle Sonn- und Festtage feststehenden Stücke der Liturgie gehören der Gemeinde. Doch ist es nicht gesagt, dass diese Stücke nach der melodischen Fassung Bortnianskis gesungen werden müssen. Es gibt zahlreiche musikalische Formen, die aus einer besseren liturgischen Überlieferung stammen und die durch unsere Chöre eingeführt werden können. Hier kann der

Chor als Teil und Führer der Gemeinde segensreich wirken und auch hin und wieder einige Stücke der Liturgie stellvertretend für die Gemeinde übernehmen.

Diese liturgischen Aufgaben des Kirchenchors befremden uns wohl zunächst; aber sie sind uns durch das Wesen des Gottesdienstes gestellt. Ganz abgesehen von dem neuen Gesangbuch der Mutterkirche lassen uns schon die letzten Ausgaben des Rheinisch-Westfälischen Gesangbuchs und die Katechismusausgaben dieser Kirche, die in unser liturgisches Brauchtum immer stark hereinwirkte, die Neubesinnung auf das, was der Gottesdienst ist, erkennen und auch uns nach unseren gottesdienstlichen Aufgaben fragen.

Die zweite Aufgabe besteht in der Stützung und Führung des liedhaften Gemeindegesanges. Im Choral stellt sich die gesamte Gemeinde in Busse und Bitte, in Lob und Preis dem gegenwärtigen Herrn. Um unserem verkümmerten und gefährdeten Gemeindegesang aufzuhelfen, muss an den verschiedensten Hebelpunkten angesetzt werden. Schule, Familie, Kindergottesdienst, Jugend und Frauenhilfe sind dazu berufen. Aber der Kirchenchor muss an vorderster Stelle stehen. Ist doch ein lebendiger Gemeindegesang die Voraussetzung für das Verständnis der Kirchenmusik. Der Choral ist die Grundlage, ohne die die kunstvollsten Formen nicht bestehen können. Fehlt er im Gotteshaus, so ist auch der herrlichste Kirchenchor fehl am Platz.

Zur Pflege und Stärkung des Gemeindegesanges können Gemeindesingstunden eingerichtet werden, in denen Text und Weisen der Lieder der Gemeinde nahegebracht werden. Vermittler dazu kann der Chor sein, der vor allem einstimmig, zur Abwechslung auch einmal mehrstimmig die Choralweise der Gemeinde einsingt.

In manchen Kirchen war es üblich, solch eine Singstunde in abgekürztem Verfahren, das höchstens 10 Minuten in Anspruch nahm, innerhalb des Gottesdienstes vorzunehmen. Nach den Abkündigungen sagte der Pfarrer mit einem erklärenden Satz das Lied an, übte es von der Kanzel aus zeilenweise ein, wobei ihm der Chor half. Denn Gesang lässt sich nun einmal am besten durch Gesang lehren und leiten. Natürlich muss dann das neue Lied öfters in den kommenden Gottesdiensten wiederkehren.

Die dritte Aufgabe des Chors ist das mehrstimmige Singen. Es geschehe nicht wahllos und nach zufälligen Gesichtspunkten, sondern sei fest in die kirchliche Ordnung eingebettet. Die einzelnen Agenden geben genau an, an welchen Stellen der Chor zu singen hat. Dabei ist der Gesang zum Abendmahl nicht zu übersehen. Wie wir im geschichtlichen Überblick sahen, gehört das Sakrament zum Gottesdienst hinzu. Daran lassen auch unsere Gottesdienstordnungen keinen Zweifel. In der Praxis ist das Sakrament bei uns leider in den Winkel geschoben worden. So wird es auch meist von den Chören stiefmütterlich bedacht. Während der Feier verschwinden die Chormitglieder oder sie können ihren

Chordienst nicht tun, weil sie bei den wenigen Abendmahlsfeiern selbst zum Altar gehen.

Zur Austeilung der gesegneten Speise, in der der erstandene Herr sich uns zueignet, zum Höhepunkt des Gottesdienstes also, sollte der Chor seinen schönsten und besten Dienst tun. An dieser Stelle des Gottesdienstes, sind die herrlichen, grossen Werke evangelischer Kirchenmusik wie die Kantaten Bachs und anderer Meister als musica sub comunione musiziert worden. Wenn uns diese Kunstwerke und Glaubenszeugnisse auch nicht erreichbar sind, so sollte von unseren Chören dem Gesang zum Abendmahl doch grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Gerade die Musik ist mehr als alle anderen Künste geeignet, das selige Geheimnis der Gegenwart Christi im Sakrament zu deuten. Wie die heilige Speise nicht nur Wille und Verstand, sondern den ganzen Menschen stärkt, so ergreift die Sprache der Töne auch Leib und Seele dessen, der hingegeben singt. Die Wahl des Liedgutes für die Abendmahlsfeier sei besonders verantwortungsbewusst. Man hüte sich vor allem Gefühlsseligen, Primitiven und Billigen. Denn in der Gegenwart unseres Herrn können wir nur in tiefster Ehrfurcht stehen.

Um dieselbe Haltung geht es im gesamten Gottesdienst, sodass wir uns für unseren Kirchenchordienst ernstlich fragen müssen: Was sollen wir singen? Der mehrstimmige Gesang wird von unserer Umwelt gern als Ohrenschmaus gewertet und darnach geschätzt. Unsere Sänger werden immer begierig sein zu hören, was man von ihren Gesängen sagt, und gern Lobessprüche ernten. Das ist eine gefährliche Einstellung. Denn es darf nicht zuerst gefragt werden: War das schön und gefällig?, sondern vielmehr: Ist dieser Gesang wahr und echt? Entspricht er der Grösse, Würde und Majestät des Christus, der zur Rechten des Vater thront und dem die himmlischen Heerscharen Lobpreis darbringen?

Wir müssen Lieder bevorzugen, die an Orten und zu Zeiten rechter Anbetung entstanden; Lieder solcher Männer, die wussten, dass sie in Verkündigung und Gotteslob, in Gebet und Danksagung vor dem real gegenwärtigen Christus handelten; Lieder, die auch im Satz, in Melodie und musikalischen Aufbau die ewige Welt spüren lassen.

Das sind vor allem die Lieder aus der Zeit M. Luthers bis etwa zur Zeit J. S. Bachs hin, besonders aber die Choräle der Reformationszeit, da man den Gottesdienst noch nach der Väter Weise verstand und die Kirche sich bemühte, durch hauptamtliche Organisten und Kantoren, durch Kurrenden und Kantoreien, also durch eine amtlich geregelte Kirchenmusik, ihrer Verantwortung für den rechten Gottesdienst gerecht zu werden.

Neben diesem reichen Liedgut aus der alten Zeit steht uns eine grosse Zahl von Neuschöpfungen zur Verfügung. Wie wir oben schon sahen, besinnt man sich wieder auf das Wesen des Gottesdienstes. Man spricht von einer liturgischen Bewegung. Die Landeskirchen und Synoden gründen und unterhalten Kirchen-

musikschulen. Eine junge Generation von Kirchenmusikern gibt ihr Bestes für den Gottesdienst und redet in der Tonsprache unserer Zeit das Evangelium von der gnädigen Gegenwart des Herrn in der anbetenden Gemeinde.

Grosse Verlagsanstalten widmen sich vornehmlich der Aufgabe, gute und brauchbare gottesdienstliche Musik herauszugeben, die zum Teil auch für ganz einfache Verhältnisse geeignet ist. Es ist darum nicht einzusehen, dass man weltliche Chorsammlungen, wie den „Heim" oder „Tonger", für den Gottesdienst benutzen kann. Diese Liederbücher kommen nur der Bequemlichkeit entgegen, huldigen dem Allerweltsgeschmack und wissen nichts von der Verantwortung und Tiefe des Gottesdienstes. Ebenso unbegreiflich ist es, wenn hier und da Kirchenchöre aus dem methodistischen oder adventistischen Liederbuch singen. Stehen doch dort andere theologische Gesichtspunkte im Hintergrund. Ihre menschlich einschmeichelnden Weisen widerstreiten dem evangelischen Menschen. Ihr fleischliches Gewand zerstört den geistlichen Sinn.

Schön und der Neubelebung wert ist die sogenannte Alternatim-Praxis. Ein Lied, etwa das vor der Predigt, wird im Wechsel zwischen Gemeinde und Chor gesungen. Klar kommt da zum Ausdruck, dass der Chor nichts weiter als Teil der Gemeinde selbst ist. Es können auch Männer und Frauen in diesem Alternatimgesang abwechseln oder die Orgel kann einen Vers spielen. Man braucht die Strophen nicht nach einem inneren Sinn zu verteilen, sondern richte sich ganz schlicht wie beim liturgischen Gesang nach geraden und ungeraden Versen, wobei der letzte Vers gemeinsam gesungen werden soll. Auf diese Weise gewinnen unsere Choräle wieder Leben und können von Anfang bis zur letzten Strophe ohne Ermüdung durchgesungen werden.

Es wurde schon gesagt, dass das Chorsingen sich in den Gang des Gottesdienstes einzuordnen hat. Der Gottesdienst hat aber nicht nur feststehende, sondern auch wechselnde Teile. Jeder Sonntag hat sein eigenes Gesicht, durch das Kirchenjahr geformt. Wohl ist Christus immer gegenwärtig; doch die Schwerpunkte sind verschieden. In den Evangelien, Episteln, Gebeten und Gesängen ist Christus unter uns abwechselnd als der Verheissene, Menschgewordene, Gekreuzigte, Auferstandene, Erhöhte, Verklärte, Wiederkommende, Richter und Erbarmer. Das Jahr der Kirche stellt uns nach alter, überkommener Ordnung die verschiedenen Seiten des göttlichen Heilsplanes vor Augen. In diese Ordnung muss sich der Chorgesang einfügen. Denn sonst würde er nur eine zusätzliche, willkürliche Einlage bilden, die der gottesdienstlichen Aufgabe stracks zuwiderläuft.

Es darf nicht vorkommen, dass ein Chor die Passions- und Ostergottesdienste übersieht, weil er in dieser Zeit ein Volksliederprogramm erarbeitet, um seine Kasse aufzufüllen.

Um der gottesdienstlichen Aufgabe willen müssen Pfarrer und Dirigenten Hand in Hand arbeiten. Die Chorleiter müssen geschult

und über ihre grosse heilige Aufgabe belehrt werden. Die Kirche beziehungsweise die Pfarrer sollten kirchenmusikalisch soweit gebildet sein, dass sie ihren Chorleitern aus kirchlicher Verantwortung heraus Wege und Hilfen weisen können.

Damit der Kirchenchor seiner gottesdienstlichen Aufgabe gerecht werden kann, bedarf er einer inneren Bereitung. Wer sich im Gottesdienst zu dem gegenwärtigen Christus hinwenden will, muss es auch im Alltag tun. Der Alltag des Chores besteht in der Übungsarbeit. Die Proben sollen nicht nur technische Kenntnisse vermitteln. Gewiss ist die saubere Durcharbeitung der Lieder notwendig, denn Gott bringt man das Beste dar. Das Wertvollste aber ist das Wissen, für wen man singt und weshalb man singt. Jesum noch lieber haben als die Musik sei die Losung, die uns zur Erfüllung der gottesdienstlichen Aufgabe willig und froh macht. Darum sollte auch bei jeder Chorprobe Schriftlesung und Gebet geübt werden.

Dazu kann ganz besonders die Vesper oder zu Ende der Übung die Complet (Nachtgebet) des Stundengebets empfohlen werden. Denn ausser dem herrlichen Beten in der Gemeinschaft vieler Beter führt es uns ein in den Reichtum liturgischen Singens, das in Zukunft wohl immer mehr gepflegt werden wird.

Aus der Formulierung unseres Themas ersehen wir, dass wir es im letzten Teil dieses Referates, in der Bestattungsfeier mit einem gottesdienstlichen Handeln zu tun haben. Die christliche Beerdigung ist nichts weiter als ein Gottesdienst, der auf einen besonderen Fall, eben auf Tod und Bestattung eines Gemeindeglieds ausgerichtet ist. Demzufolge gelten die Merkmale des Sonntagsgottesdienstes auch für die Bestattungsfeier, allerdings mit dem Unterschied, dass das Sakrament entfällt und statt dessen die Gemeinde im Vertrauen auf den gegenwärtigen Herrn, der aus der Grube des Todes auslassen kann, Segen und Rettung für sich und ihre Toten herbeifleht. Im übrigen bleibt es dabei, dass sich die Gemeinde in der Gegenwart des Herrn weiss, der sich in Verkündigung seines Wortes mitteilt und dem sie mit Gebet und Lobpreis antwortet.

Nirgendwo tritt aber die Verweltlichung und Verflachung der Gemeinde so deutlich in Erscheinung, nirgendwo klaffen Lehre und Tun, Theorie und Praxis so schrecklich auseinander als gerade bei der Beerdigung. Von löblichen Ausnahmen abgesehen ist es schon längst nicht mehr die Gemeinde die ihre Toten der Gnade Gottes anheimgibt, sondern ein Kreis von Verwandten, Bekannten und Geschäftsfreunden, der sich zur Bestattung einfindet. Man sucht nicht mehr den Herrn Christus, sondern stellt den Toten in die Mitte der ganzen Handlung. Der Lobpreis Gottes verschwindet bei den Beteiligten hinter der Ehrung des Entschlafenen im Namen der Welt. Die Lesungen und Gebete werden nur noch als Zeremonien verstanden.

Dies Schwinden des Gottesdienstcharakters sehen wir schon in der Anlage der Friedhöfe angedeutet. Es gibt in unserem Lande

noch einige Friedhöfe, die um das Gotteshaus herum angelegt sind. Die Toten der Gemeinde liegen da im Schatten und Schutz der Kirche. Die Gegenwart Christi am Altar im Heiligtum strahlt tröstend und hoffnungsvoll auf die nahen Grabstätten aus. Heute bettet man die Toten fern der Kirche an einem Platz, der nicht nach glaubensmässigen, sondern nach hygienischen, weltlichen, zweckmässigen und ästhetischen Gesichtspunkten ausgesucht ist.

Es kann daher nicht verwundern, dass die Gesänge zur Beerdigung den gleichen Auflösungserscheinungen unterworfen sind. Unser Volk schätzt die Lieder der weltlichen Vereine, besonders der Männerchöre. Diese Lieder erwähnen niemals den Namen unseres Herrn Jesus Christus, verschweigen die Wahrheiten von Sünde und Gnade, Rettung und Verdammung und sprechen im besten Fall von einem ganz allgemeinen Gottvertrauen. Im übrigen besingen sie das Abschiednehmen auf umständliche und billige Weise und schwelgen in gefühligen Erinnerungen. Dieser ganzen Art des Singens ist eine innere Verlogenheit eigen. Man weiss nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn einer Ehefrau, von deren Abwegen man gemunkelt hat, beim Ableben ihres Mannes, der an den Folgen der Syphilis starb, vom Chor ausgelegt wird, dass der Liebesfrühling zweier treuer Herzen durch das rauhe Eingreifen des Schicksales zerstört sei.

Das Missverständnis ist so offenbar und der Verfall so klar, dass man versucht, vom Gottesdienstcharakter der Bestattung abzurücken und den Ton auf den Missionscharakter zu legen. Man glaubt nun, da man eine Menge Menschen beisammen hat, die sonst nicht zum Gottesdienst kommen, die Gelegenheit ausnützen zu können, sie zu Christus zu bekehren. So wahr es ist, dass jeder Gottesdienst diesem Ziel zu dienen hat, so verkennt man doch, dass die Menschen, die zur Totenehrung zusammenkommen, dem Angriff des Gotteswortes schwer zugänglich sind.

Um den schon halb verlorenen gottesdienstlichen Charakter der Bestattung zu unterstreichen und zu retten, sollte der Kirchenchor, wo er zur Beerdigung mitwirken kann, nur Lieder aus dem Gesangbuch (nicht aus dem Anhang!) singen. Dabei hat er vor allem die Aufgabe, den einstimmigen Gemeindegesang zu stützen und zu tragen. Diese Aufgabe wiegt besonders schwer, da sich in den Gesang am Grabe mancherlei geistliche Lieder eingeschlichen haben, die für den Gottesdienst der Gemeinde nicht geeignet sind. Schon im alten Rheinsich-Westf. Gesangbuch steht über dieser Abteilung der Vermerk: Nicht für den kirchlichen Gebrauch bestimmt! „Denn diese geistlichen Volkslieder beziehen sich auf das Ich und die Seele des Einzelnen und leisten so dem persönlichen und familiären Verständnis der Bestattung Vorschub. Dazu entsprechen sie in ihren weichen, gefühlsbetonten Weisen keineswegs dem Ernst des Todes und dem Wunder der Neuschöpfung, das nur in Furcht und Zittern erwartet werden kann.

Wie ganz anders stehen da die Grabgesänge der Reformationszeit da! Sie schwelgen nicht in übertriebenen Empfindungen, sondern reden eine nüchterne, harte Sprache. Sie stehen fest auf biblischem Grunde und atmen den Geist der Gemeinde der Heiligen. Man stelle nur den altkirchlichen Hymnus: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" neben das „Wo findet die Seele die Heimat" und man wird merken, was für ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Liedern besteht.

Gewiss sind die alten, gehaltvollen Gesänge schwieriger zu singen. Gerade deshalb sollte sich der Kirchenchor vornehmen, diese Lieder einzubürgern. Denn pflegen wir im Sonntagsgottesdienst die grossen Lieder unserer Kirche, so müssen wir das auch im Bestattungsgottesdienst tun.

Auch der liturgische Gesang kann ein einendes Band zwischen Haupt- und Bestattungsgottesdienst sein. Die altpreussische Agende schlägt für die Beerdigung verschiedene Wechselsprüche, sowie das „Herr, erbarme dich unser" und einen liturgischen Dank spruch vor. Durch diese Übung würde die Beerdigung gottesdienstähnlicher werden.

Will der Chor mehrstimmig singen, so halte er sich an das Gesangbuch. Er findet dort nicht nur unter der Abteilung „Tod, Gericht und ewiges Leben" eine reiche Auswahl. Auch unter den Liedern des Gottvertrauens findet sich manches, das sich für die Beerdigung eignet. Doch gebe man den gemeindemässigen Liedern den Vorzug vor den ichbetonten und den alten, rythmischen Weisen den Vorzug vor den verflachten. Weiter verdienen viele Passionslieder zur Bestattung gesungen zu werden und vor allem die Osterlieder.

Wohl singen auch die weltlichen Vereine vom Frieden und von ewiger Ruhe über den Sternen, aber doch in so verschwommener und romantischer Weise, dass man spürt: Da ist von einem faulen Frieden die Rede, einem Frieden, der nicht durch Christus erworben ist. Da ist die Ewigkeit nicht die verheissene Rettung und Vollendung, sondern ein Wunschtraum des Menschen. Die christliche Gemeinde aber hat zu singen von der neuen Schöpfung, die der barmherzige Gott durch Tod, Sünde und Gericht hindurch vollzieht. Ihr Lied darf die Schrecken der Schuld und des Sterbens nicht unterschlagen. Es bleibt bestehen, was Luther sang: „Mitten in dem Tod anficht uns der Höllen Rachen" Vor der Ewigkeit steht Gottes Zorn und Gericht. Mitten in dem furchtbaren Wissen um unsere Verlorenheit aber steht Christus unter uns und bei uns und wir flüchten uns zu seinem Kreuz und singen: „Verbirg mein Seel aus Gnaden in deiner offnen Seit".

Lange Zeit wurde in den evangelischen Gemeinden beim Zuschaufeln des Grabes gesungen: „Nun lasset uns den Leib begrabn" Wie herrlich lässt dies Lied im Begraben das unverwesliche Hervorgehn, im Verwesungsprozess der Erde die Auferstehung, in der Sünde die Erlösung, im Jammer die Freude, im Tod das Leben, in der Angst die ewige Wonne schauen.

Nach dem bisher gesagten ist es ganz klar, dass der Kirchenchor nicht zuerst eine künstlerische Aufgabe zu erfüllen hat. Deswegen braucht er nicht darnach zu streben, jedesmal einen neuen Gesang auf den Plan zu bringen. Je öfter er die alten, starken Lieder der Kirche singt, desto mehr werden die Gemeindeglieder vertraut mit ihnen werden und sie nicht mehr als fremd empfinden. Lernen wir doch von der Welt! Warum kennt jedes Kind die gerade üblichen Karnevalsschlager? Sie werden unermüdlich durch die Mikrophone gejagt. Warum sind die Grablieder der weltlichen Vereine so beliebt? Sie werden beständig wiederholt und muten die Zuhörer bekannt und heimatlich an. Würde es uns gelingen, den weltlichen Vereinen echte Choräle bei den Bestattungen zur Pflicht zu machen, so wäre damit ein wichtiger Schritt getan. Es wird allerdings schwer sein, weil die Choräle nicht nur schwerer und herber sind, sondern auch eine bewusste und lebensmässige Hinwendung zu Christus voraussetzen.

In unseren Kirchenchören stehen wir vielleicht auch manchmal in der Versuchung, die beliebten seichten Liedlein zu singen. Wir könnten uns dann damit verteidigen, dass die Trauergemeinde ohnehin oft aus Menschen besteht, die das Glauben und Hoffen der Kirche nicht kennt, und dass sie uns für menschlicheren, verständlicheren Trost viel dankbarer wäre.

Doch wir würden damit unsere kirchliche Aufgabe verraten. Der Chor ist auch Verkündiger. Die Verkündigung aber darf nicht verschleiert oder umgebogen werden, Der Trost des Evangeliums kann nicht gespendet werden, wenn nicht zuvor ganz klar von der Sünde und den Schrecken des Todes gesprochen wird.

Je grösser die Auflösung geworden ist, desto treuer haben wir unsere gottesdienstliche Aufgabe zu erfüllen. Christus ist der Herr des Gottesdienstes. In seinem Namen spricht Gott zu uns und in seinem Namen dürfen wir antworten. Seine reale Gegenwart macht sowohl die sonntägliche Versammlung als auch die Bestattung zum gottesdienstlichen Handeln. In ihm und durch ihn kann der Kirchenchor seiner Aufgabe gerecht werden. Er stelle sich nur bei jedem gottesdienstlichen Auftrag demütig in seine Gegenwart.

Denn er ist nicht nur in unserer Erinnerung da als Tugendlehrer und Menschenfreund vergangener Zeiten, sondern wahrhaft gegenwärtig als der Hoheitsvolle und Verklärte, der zur Rechten des Vaters thront und dem das hohepriesterliche, königliche und Richteramt verliehen ist. Lassen wir uns durch seine Gegenwart in unserem Dienst beschenken, so sind unsere Gottesdienste Abbilder und Vorläufer der zukünftigen und ewigen Gottesdienste und unsere Gesänge werden Abglanz und Vorgeschmack der himmlischen Chöre der Vollendeten.

—||—

Zur Neukonstituierung der Altpreussischen Union.

Im Mai dieses Jahres fand in Berlin-Spandau die erste ordentliche Synode der Evangelischen Kirche der Altpreussischen Union nach ihrer Neuordnung statt.

Die Neukonstituierung der APU ist ein Ereignis, dessen zu gedenken die Riograndenser Synode Anlass hat. Denn sie ist durch ihre Geschichte in besonderer Weise mit der Altpreussischen Union verbunden. Zu einer Zeit, da es in deutschen Landeskirchen eine Seltenheit war, etwas wie kirchliches Verantwortungsbewusstsein für die ausgewanderten Söhne zu finden, da waren es kirchliche Kreise in der Altpreussischen Union, die hier eine Aufgabe erkannten. Es war der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin, der 1864 Dr. Borchard als Pfarrer nach Rio Grande do Sul entsandte, mit dem überhaupt erst eine geordnete kirchliche Arbeit hier begann. Dr. Borchard war es, der den Barmer Missionsinspektor Fabri von der Notwendigkeit einer ständigen geistlichen Betreuung der nach Rio Grande do Sul ausgewanderten Evangelischen überzeugte. So kam es zur Gründung des Comités für die protestantischen Deutschen in Brasilien, dem die Riograndenser Synode die stattliche Reihe ihrer alten, tüchtigen Pfarrer verdankt, die fast durchweg ihr ganzes Leben in den Dienst der werdenden Kirche stellten. Von 1900 ab, nachdem ein Anschluss der Gemeinden und Pfarrer an den EOK möglich geworden war, übernahm dieser die Betreuung und Verantwortung. Stets hat der EOK seine Aufgabe verstanden und ausgeübt als Betreuung und Hilfe mit dem Ziele der Kirchwerdung der Synode. Wenn später an die Stelle des EOK das Kirchliche Bundesamt und dann das Kirchliche Aussenamt trat, so stand doch dahinter immer als hauptttragende Kraft die Evangelische Kirche der Altpreussischen Union.

Die Riograndenser Synode gehört heute als Glied der Federação Sinodal dem Lutherischen Weltbund an. Das hindert uns nicht, gerade heute der APU unsere Verbundenheit und Dankbarkeit zu bezeugen. Sie war es ja, die uns das grosse, schwere Anfangsstück auf dem Wege unserer Kirchwerdung geleitete. Dr. Rotermund, der Begründer der Synode, war Lutheraner, aus der Hannoverschen Landeskirche. Er war entsandt durch Barmen. Die Amtsbrüder, die mit Dr. Rotermund die Synode begründeten, waren zum grössten Teil lutherischen, einige aber reformierten Bekenntnisses. Sie schlossen sich zu *einer* Synode zusammen, weil sie die Wirklichkeit der Gemeinden vor Augen hatten. Aber, sie gaben der Synode die Richtung, die sie heute zum Anschluss an den Lutherischen Weltbund führte. Man muss schon die Anfänge der Geschichte der Synode gut kennen, um zu wissen, dass man die Väter der Synode nicht einfach in Bausch und Bogen bekenntnislos oder — unbestimmt nennen darf, nur weil sie nicht von einer konfessionellen lutherischen Landeskirche entsandt worden waren. Diese Landeskirchen waren damals sehr zurückhaltend hinsichtlich jeglicher Auslandsarbeit. Man darf auch nicht ohne weiteres mit einer heutigen Fragestellung an eine Beurteilung der Anfänge herangehen, sondern muss zumindest die damalige Lage ebenso sehr berücksichtigen. Die Väter unserer Synode wussten: unsere Kirche in Rio Grande do Sul kann nicht eine enge konfessionalistische Kirche

sein, sondern muss offen sein für alle, die, aus einer evangelischen Kirche kommend, in ihr eine neue kirchliche Heimat suchen. Und tatsächlich hat die Synode bis heute weder reformierte Pfarrer abgelehnt, noch reformierte Christen an eine andere Kirche gewiesen, bzw. zur Gründung einer eigenen reformierten Synode aufgefordert. Sie hat also die Zugehörigkeit zum reformierten Bekenntnis nicht als kirchentrennend angesehen.

Es ist irrig, anzunehmen, die Riograndenser Synode habe, indem sie sich als Glied der Federação Sinodal dem Lutherischen Weltbund anschloss, ihre Bekenntnisgrundlage geändert. Die Bekenntnisbestimmungen der Verfassung der Federação Sinodal gehen nicht hinaus über das, was in der Riograndenser Synode schon vorher gültig war. Sie ist eine Kirche lutherischen Bekenntnisses, aber in der Offenheit und Weite, wie sie ihr nicht nur in ihrer Lage und von ihrer Geschichte her, sondern gerade von dem grundlegenden reformatorischen Bekenntnis, der Confessio Augustana her, geboten ist.

Als Glied des Lutherischen Weltbundes ist die Federação Sinodal eine selbstständige Kirche. Unbeschadet dieser Selbständigkeit hat sie es immer wieder ausgesprochen, dass sie eine geistliche Verbindung mit der Mutterkirche will. Als Mutterkirche sieht sie nicht eine Vereinigung von Landeskirchen, sondern die Evangelische Kirche in Deutschland. Diese kann für uns keine problematische Grösse sein. Die EKD in Frage stellen, hiesse für uns, die Möglickeit eines geordneten Verhältnisses zur Mutterkirche überhaupt in Frage stellen.

Wir, die wir der Riograndenser Synode enstammen, die wir das Erbe unserer Väter in uns tragen und ihre Arbeit achten, können nur mit freudiger Teilnahme Kenntnis nehmen von der Neukonstituierung der Evangelischen Kirche der Altpreussischen Union. Wir grüssen sie und wünschen ihr, dass es ihr geschenkt werden möge, wiederum zu sein, was sie war: eine Kirche von Format. P. E. Schlieper.

—||—

Vom Ursprung und Sinn der geistigen Krise der Gegenwart.

Gott — Welt — Mensch — Ich.

Der viel gefeierte Denker und Menschenfreund unserer Tage **Albert Schweitzer** spricht in seinen kulturphilosophischen Werken von der Weltanschauungslosigkeit unserer Zeit. Er meint, unserem Geschlechte sei die Fähigkeit verloren gegangen, eine ethisch begründete Anschauung von der menschlichen Kultur hervorzubringen. Noch weiter scheint der mit dem deutschen Geistesleben so eng verbundene spanische Philosoph **Ortega y Gasset** zu gehen. Er führt das weltanschauliche Chaos, das Fehlen allgemein anerkannter Vorstellungen und Bindungen, auf die Weltlosigkeit zurück: Nach der Epoche der grossen Systeme sei ein Zustand eingetreten, „in dem der Mensch ohne Überzeugungen, daher ohne Welt bleibt". Erst auf solcher gleichsam atomisierten

Existenz ist der „Massenmensch“ möglich, nicht der Mensch des gesunden Menschenverstandes, sondern der „Mann auf der Strasse“, der keine selbständige, sondern nur noch eine je nach den Umständen auswechselbare „Überzeugung“ besitzt.

Sollen wir nun angesichts dieses Tatbestandes, der nicht nur in kulturkritischen Werken, in Zeitschriftenaufsätzen, ja sogar in Zeitungsartikeln genügend beschrieben ist, die besseren kulturellen Kräfte der Vergangenheit und der guten „abendländischen Traditionen“ aufrufen, oder mögen wir uns gar schon begnügen, diesen Zustand des geistigen und kulturellen Verfalls, dessen Ursache und Ausdruck die beiden letzten Weltkriege seien, anklagend zu bejammern? Dem Einsichtigen dürfte doch nicht verborgen sein, dass diese Situation eine lange Vorgeschichte hat und keineswegs nur das zufällige Ergebnis der allerletzten Entwicklung ist. Selbst auf die Gefahr hin, dass im folgenden manches bekannte wiederholt wird, seien zunächst die wichtigsten Stufen auf dem Wege zur Welt-losigkeit aufgezeigt.

Immer mehr setzt sich die Auffassung durch, dass die grosse zur Neuzeit führende Wende nicht das Zeitalter der Reformation ist, sondern jene sich vielmehr erst im 17. und 18. Jahrhundert deutlicher abzeichnet. Gewiss ist sie durch den Humanismus und die Renaissance vorbereitet. Beide Bewegungen verbanden sich nach vorausgegangener Auseinandersetzung mit der kirchlichen Erneuerung, die zur Reformation und Gegenreformation führte, traten aber ab 1650 etwa in verwandelter Gestalt mit der Forderung nach Selbständigkeit (Autonomie) hervor. In Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Lebensgestaltung wie auch in der Begründung von Staat, Recht und Gesellschaft wollten die damals führenden Männer der geistigen Welt Gott und Religion keineswegs verneinen, wohl aber in gewisse Schranken weisen, sie eigentlich nur als Abschluss des Ganzen, einer Gedankenkette oder als nicht mehr deutlich erkennbare Grundlage zulassen. Es ist das Zeitalter des „natürlichen Systems“ wie **Wilhelm Dilthey** sagte. Das Wort „Natur“ gewann damals den verklärten Glanz, den es heute noch weitgehend besitzt: was „natürlich“ ist, muss unbedingt richtig sein, ohne dass man darüber Rechenschaft zu geben braucht, warum denn die „Natur“ immer recht habe. Sie kann dabei mehr geistig oder auch mechanisch aufgefasst werden. Im ersteren Fall gelangt man zur Bildung weltanschaulicher Systeme, wie wir sie z. B. bei Leibniz und den Vertretern der deutschen Aufklärung finden, in anderen zu den Gedankengebäuden der westeuropäischen Philosophie, welche mehr der mechanischen Auffassung von Welt und Leben zuneigen. Die grosse Überzeugungskraft, welche diese Gedanken über den Kreis der schulmässigen Anhänger hinaus auf die damaligen Menschen ausübte, beruhte gewiss darin, dass diese nach der religiösen Krise des Dreissigjährigen Krieges, welcher so vielen die Frage nach dem Recht ja welcher Religion stellte, einen festen Punkt in der Welt zu bieten schienen, von dem man sie wieder als eine

geordnete anschauen, ja konstruieren konnte. Der Eifer, mit welchem man sich bis 1 600 Gott, seinem Reich, seiner Kirche und der Sorge für die von ihm geschaffene Seele hingab, kam jetzt dem Streben nach Herausarbeitung einer vom Menschen entworfenen systematischen Weltanschauung zugute, die zugleich die Menschheit in den Stand versetzte, für entsprechende Ziele in Kultur und Gesellschaft einzutreten, daran mitzuarbeiten und so dem Leben einen neuen, nach vorwärts drängenden Sinn zu geben. An die Stelle des Glaubens vom Kommen des Gottesreiches trat der vom Menschen zu bewirkende an den Fortschritt, statt Theologie trieb man an vielen Orten Philosophie als Weltanschauung, Gott und seine Offenbarung wurden entsprechend an den Rand des Denkens geschoben oder gar verflüchtigt und verneint.

Dieser Prozess, den man die **Säcularisierung** nennt, ist oft genug beschrieben worden und als solcher heute allgemein bekannt. Welche Stellung nahm **Kant** in ihm ein? Zunächst steht fest, dass für ihn wie bei den meisten Systemdenkern vor ihm und zu seiner Zeit Gott, Seele und Freiheit nur Abschluss des empirischen Nachdenkens sind, welche Begriffe im Mittelalter und in Abwandlung bei den Reformatoren die selbstverständliche Voraussetzung gebildet hatten. Bei dem Königsberger Denker sind jene Ideen nur „regulative Prinzipien", deren Verbindlichkeit und Wirklichkeit zwar die moralische („praktische") Vernunft nachweist, die aber keineswegs ohne weiteres aus dem menschlichen Nachdenken, das immer an die Anschauung gebunden bleibt, zu gewinnen sind. Darum ist nach ihm, streng genommen, kein „wissenschaftliches" System der Welt möglich, das über deren letzten Sinn Aussagen macht. Bis 1800 war die gebildete Welt Europas, von Ausnahmen abgesehen, davon überzeugt gewesen. Von nun an sieht sich der Mensch mehr denn je auf sein **Bewusstsein** zurückgeworfen. Kant stellt also den Abschluss der metaphysischen Epoche alten Stils und den Beginn einer Ära der Bewusstseinsphilosophie dar.

Entsprechend gehen nach Kant ein **Fichte** vom Ich gleich allgemeinem Bewusstsein aus, das tätig ist. Aber auch der Metaphysiker **Schopenhauer** wählt neben dem Willen die „Vorstellung" als Erklärung für die Welt. Bei **Hegels** Begriff vom Geist, den er als sich selbst wissende Idee fasst, ist der Hintergrund „Bewusstsein" noch deutlicher. Aber über diese grossartigen, schliesslich gescheiterten Versuche, die Philosophie als Weltanschauung auf der Grundlage des Bewusstseins neu zu begründen, wirkt besonders Kants kritischer Ansatz über die Zeit des deutschen Idealismus hinaus. Gewiss führen innere und äussere Linien zum **Positivismus** mit seinem Verzicht auf Metaphysik, wenn Kant auch niemals als sein Vorläufer gelten kann. Die grosse philosophische Richtung des **Neukantianismus**, welche auch die alte und neue Metaphysik verwirft, lehnt sich bewusst an Kant, wie der Name sagt. Beide Richtungen wollen kein System entwerfen, ja nicht einmal eine Weltanschauung begründen. Den Positivisten

kommt es hauptsächlich auf Bewältigung der Aufgaben des Lebens an. Bis zum pragmatistischen Denken und Verhalten ist es nur ein Schritt. Die Neukantianer wollten, von Weiterbildungen dieser Schule einmal abgesehen, lediglich Wissenschaftstheorie und Methodenlehre vortragen und zum geordneten kulturphilosophischen Denken beitragen.

Folgende Linie der geistigen Entwicklung des Abendlandes in den letzten Jahrhunderten ergibt sich: Aus der Welt, die in Gott ihren Ursprung, ihren Sinn und ihr Ziel hatte, wurde die autonome Welt, welche in den von Menschen ausgesonnenen Systemen ruhte oder sich bewegte und entwickelte, bis diese selbst durch Kants Kritik sich als fraglich erwies und bei Neukantianern nur noch „Bewusstsein überhaupt" zurückblieb, dem bei den Positivisten das Bestreben zur Seite trat, die menschliche Umwelt planvoll zu gestalten, obwohl ein darüber hinausliegender Sinn nicht zu erkennen sei. Das gewaltige Aufbegehren **Nietzsches** gegen die damit gegebene Verflachung in Kultur und Leben und sein krampfhaftes Suchen nach neuen Werten bestätigen nur die verzweifelte Lage der Generation um 1900, die allerdings den meisten damals nicht bewusst wurde.

Erst die beiden Weltkriege waren für einen grösseren Kreis Grund und Veranlassung, sich um ein tieferes Erfassen menschlicher Kultur und Existenz zu bemühen. Irrationalistische **Lebensphilosophie**, auch neuartige und alte Metaphysik wurden nach dem ersten Völkerringen, **Existenzphilosophie** verschiedener Art vor dem zweiten und nach ihm neben jener noch der Hinweis auf die Notwendigkeit des **Humanum** geboten, was nach den Unmenschlichkeiten gerade des letzten Krieges wichtig erschien. Obwohl der Mensch, wie gerade die Existenzphilosophie zeigt, seine alte Sicherheit in der Setzung und im Verständnis seines Daseins eingebüsst hat, da er seine Gefährdung und Grenze erkannte, vermag er nur sehr schwer sich über sie zu erheben. Die metaphysischen Flügel sind ihm beschnitten, und die religiöse Luft scheint ganz dünn geworden zu sein: Ergebnis der letzten drei Jahrhunderte! Einem **Jaspers** dient das „Scheitern" und die „Grenze" der menschlichen Existenz dazu, diese innerhalb ihres angemessenen Raumes als sinnvoll zu verstehen und mit entsprechenden Aufgaben auszustatten, die gewiss, aber nur sehr unklar über sie hinausweisen. Auch das Humane tritt kaum aus dem innerweltlichen Zirkel heraus. Es bewegt sich doch nur in dem Kreis, der vom Ich und Bewusstsein, mögen sie individuell oder überpersönlich gemeint sein, gebildet wird und der mit allen möglichen Wertsetzungen erfüllt werden kann. So gibt es neben dem ästhetischen, klassischen, christlichen, den alten Ausprägungen, jetzt auch den politischen und sozialen, den „neuen" oder auch „dritten" Humanismus, was doch nur beweist, dass das Humane ein ganz abstrakter Begriff ist, dem an sich die Verbindlichkeit mangelt. Die vielerorten angestrebte Erneuerung des Humanismus erweist sich als sehr fragwürdig, da er selbst in der

Krise der Zeit steht, d. h. sich unter ihrem Gericht befindet. In seinem lesenswerten Buch „Das christliche Weltbild“ 1951 sagt Otto Dilschneider: „Und eben, weil dies so ist, weil der Humanismus zu viele Gesichter und unsere Zeit zu viele andere Züge und Probleme hat, darum müssen wir uns vor einem Epigonentum hüten, das uns so einfach, als wäre nichts geschehen, heute „in Humanismus machen“ lassen möchte. Auch wir wollen Humanismus. Aber wir wollen sagen, was wir heute damit meinen und was wir schliesslich nicht damit meinen. Wir wollen einen Humanismus, in dem jenes Humanum, das immer auf dem Sprung ist, sich zum Mass aller Dinge zu setzen, überwunden ist. Man wird uns fragen, wo es denn eigentlich ein solches Humanum in der Welt gäbe. Uns verwundert solche Frage nicht, denn wir müssten uns, um Antwort zu geben, schon neben Pontius Pilatus stellen, — jenem römischen Humanisten — und genau in die Richtung schauen, in der er selber geblickt hat, als er sein denkwürdiges „ecce homo“ — Seht, welch ein Mensch! sprach. Denn dann sind unsere Blicke auf das einzige Humanum in dieser Welt gerichtet, das den Inhalt und das Mass unseres Humanismus bestimmen könnte“ (S. 277). Dieses christliche Humanum hat aber grundsätzlich nichts mit den erwähnten Humanismen gemeinsam. Es ist das Menschliche im Sinne des Bruderseins, das wir erst entdecken und erfahren, wenn uns Christus den humanistischen Stolz genommen hat. Offenbar verlässt aber der „natürliche Mensch“ heute ganz besonders ungern das Gehäuse seines Ichs. Warum? Er fürchtet alles zu verlieren, nachdem ihm Gott als Anspruch fordernde Macht und ihn erlösende Wirklichkeit nicht mehr gegenwärtig ist und ebenso die vom eigenen Denken geschaffenen Systeme und Weltanschauungen zerronnen sind. Da ihm aber auch das allgemeine Ich Fichtes, der Hegelsche Geist, genau so wie das logische Ich anderer Philosophen fraglich wurden, sieht er sich — fast positivistisch — auf die eigene leiblich-seelische Existenz gewiesen als das Dasein, in das er „geworfen“ wurde, und das ihm nichts als „Sorge“ ist, um Heideggersche Ausdrücke zu gebrauchen. Das Humanum wird diesem Menschen lediglich zum „Menschenrecht“, dessen in letzte religiöse und weltanschauliche Hintergründe reichende Wurzeln er nicht mehr kennt und das ihm jetzt nur dazu dient, die Sicherung des eigenen Daseins von der Gesellschaft zu verlangen. Dies ist das einzig subjektiv ehrliche Pathos, zu dem ein grosser Teil unserer Zeitgenossen noch fähig ist. Erregte Zuschriften an Zeitungen von Leuten, die gegen Unrecht, das ihnen wirklich oder angeblich geschehen ist, protestieren, manche weitschweifende Ausführungen, die in Unterhaltungen dem geduldigen Partner zugemutet werden, zeugen von diesem verbitterten Pathos, das nur noch von dem Gefühl der Wichtigkeit des kleinen Ich lebt. In diesem „Einmann-Bunker“ gibt es keine echte Mitteilsamkeit („Kommunikation“ sagt Jaspers) mehr. Man kann den Freund oder Gegner nur noch anschreien und blind um sich schlagen.

Luther hat den sündigen, d. h. den von Gott abgewandten und darum selbst-süchtigen Menschen als incurvatum in se — in sich verkrampften — bezeichnet und damit auch das Bild von heute getroffen. Freilich bemühte sich der Mensch damals aus dieser Lage entweder durch eigenes Verdienst — so die katholische Kirche zu seiner Zeit — oder durch die Hoffnung auf Gottes Gnade, die man im Glauben empfängt, zu gelangen. Heute dagegen wird von vielen die Unfähigkeit, sich über diese Welt zu erheben, und die mangelnde Bereitschaft zum Dienst als das Normale, Natürliche und Richtige empfunden, da es ja darüberhinaus nichts gibt! So versinkt der Mensch immer mehr in die graue Alltäglichkeit des Daseins, die er entweder problemlos oder als Anreiz der „Pflichterfüllung" über sich ergehen lässt, durch ein kleines Vergnügen gelegentlich unterbrochen. Ohne es zu wollen und zu merken, wird er so „Material" für eine kollektive Staatsform, die ihren Cäsar hat oder auf ihn wartet, der dann dem inhaltslos gewordenen Dasein eine neue Ausrichtung und Anregung geben soll, was dieser verspricht, ohne es natürlich zu halten, denn in der cäsaristischen Staatsform verliert der atomisierte Kollektivmensch noch den Rest seines Ichs und seiner Seele.

Es bleibt zu fragen, ob nicht nur in kollektivistischen Staaten, in denen „Schauprozesse" die Seelen-losigkeit aller Welt offenbaren, sondern auch in westlichen Demokratien beim Massenmenschen, der keineswegs ein armer Proletarier sein muss, dieser Schrumpfungsprozess des eigenen Ichs schon eingetreten ist. Die Fälle von Ich-Zerstörung, welche der Ich-Verkrampfung folgen, sind in der westlichen Welt bis jetzt noch weniger auf der Bühne der Politik, sondern in den Sprechzimmern der Ärzte zu studieren. Ärzte meinen, dass sich schizophrenische und andere Geisteskrankheiten, manche Nervenleiden ja sogar auch körperliche Störungen, bei denen man zunächst keine nervöse Grundlage annehmen möchte, auf mangelndes seelisches Gleichgewicht zurückführen lassen, das wiederum seine Ursache in dem Fehlen einer „inneren Mitte" bei der betreffenden Person hat. Die Seele die offenbar dem Ansturm der unkontrollierbaren Vorstellungen oder der von aussen kommenden Eindrücke nicht gewachsen ist, wird verwirrt oder verkümmert, spaltet sich oder rebelliert gegen den Körper. Nicht zu verwundern, wenn dämonische, fremdartige Gewalten von ihr Besitz ergreifen und im Menschen ihre Wohnung aufschlagen. Die starke Zunahme der eben erwähnten Krankheiten ist also keineswegs nur ein medizinisches Problem, wie auch die Komplexe, die mit der Ich-Besessenheit, welche es dem daran Leidenden so schwer macht, über den eigenen Schatten zu springen, nicht mit moralischen, männlichen Appellen oder entsprechender Entrüstung zu meistern sind.

Wie werden wir aber dieser Krise Herr, die ihren Ausdruck und Niederschlag nicht nur in der Philosophie hat, sondern auch in Politik, Lebensgestaltung und den Problemen des Alltags sich

äussert? In der Richtung des Dargelegten könnte sich jetzt der Schluss als Forderung aufdrängen: Kehren wir alle zu dem zurück, von dem wir im Laufe der letzten Jahrhunderte abgefallen sind!

Rückkehr zu Gott und seinen ewigen Ordnungen in der Kirche und einer entsprechend ausgerichteten Gesellschaftsordnung, das ist es, was die **katholische Kirche** oft von geistvollen Vertretern anscheinend sehr überzeugend uns zuruft und das auf manche eine grosse Anziehungskraft ausübt. Wir werden an die israelitischen Propheten erinnert, die von Micha bis Jeremias und später ihr Volk auch zum alten bewährten Recht und Bund Jahwes zurückriefen, wissen aber auch, dass sie damit nicht Erfolg gehabt haben und das Volk den Weg bis zum bitteren Ende gegangen ist. Zweimal ist Jerusalem zerstört worden! Gerade die unheimliche, dem blossen Historiker rätselhafte Geschichte des Volkes Gottes dürfte uns daran mahnen, dass eine Entscheidung gegen Gott, die ein Volk als ganzes betroffen hat, niemals wieder rückgängig gemacht werden kann. Nur einzelne oder Gruppen können noch gerettet werden! Die Rückkehr zu Gott ist als allgemeine Forderung leicht auszusprechen. Für das Ende der Zeit ist uns jedoch zugesagt, dass nur das Volk Israel sich als Ganzes bekehrt (Röm. 11, 25 u. 26.). In dieser Weltzeit, d. h. in der Welt-geschichte ist bis jetzt kein Volk, das geschlossen einmal christlich wurde und dann abfiel, zum alten Glauben zurückgekehrt, wie jemand einmal. bemerkte. Wir dürfen also höchstens die Hoffnung hegen, dass einige, möglichst viele, umkehren. Auf **Umkehr** kommt es an, die eine Entscheidung fordert, die immer nur ein einzelner bei sich vor Gott, nicht „der Mann auf der Strasse" vollziehen kann. Heilsegoismus? Nein, denn einmal weiss der Gläubige, er verdankt seine Entscheidung nicht eigener Kraft, sondern der Erwählung durch einen Höheren. Zum andern bleibt die ganze Welt, auch die der jeweils verschiedenen Kollektivsklaverei im Osten und Westen unterworfene, das Feld der Verkündigung. In die Arche können wir erst einsteigen, wenn die Flut mit Händen zu greifen ist. Bis dahin stehen wir in der Verbundenheit mit der „Welt", welche den Christen zur Fürbitte und Erfüllung seines missionarischen Auftrags treibt.

Von diesem Standort sei noch ein Wort gesagt zu den im Westen des Abendlandes seit einigen Jahren stark vertretenen Tendenzen der **kulturellen Restauration.** Können wir wirklich ohne Schwierigkeit und grosse Bedenken etwa zu Goethe zurückkehren? Hat nicht in der Beurteilung des grossen Dichters doch **Jaspers** gegen **Curtius** und **Meinecke** Recht. Gewiss werden wir in unseren Bildungsanstalten, höherer Schule und Universität zumal, deutsche und griechische Klassik sowie Shakespeare immer lehren müssen und die humanistische Tradition, die allein echtes geschichtliches Denken erzeugt und nicht anders zu gewinnende Formkräfte entwickelt, lebendig erhalten. Wenn man aber glaubt, darüber hinaus im Zeitalter der Skepsis und des Relativismus

diese beiden unheimlichen und letzlich zu Un-menschlichkeiten führenden Mächte, die unser Schicksal sind, mit den Waffen des rein „Menschlichen“ besiegen zu können, so enthüllt sich dieses doch sehr bald als ein Verlegenheitsprogramm. Wir sahen ja oben, das Humane ist etwas Abstraktes und vielfältig Schillerndes und kann mit dem widerspruchvollsten Inhalt gefüllt werden. Griechentum und Deutschtum sind zunächst einmal Verschiedenes, Shakespeare und der spätere Goethe bedeuten grosse Gegensätze, und allen kommt es auf den „Menschen“ an, der Glied einer Kultur, eines Volkes, dann als aufbegehrende und sich fügende, schliesslich als in sich geborgene resignierende Persönlichkeit verstanden ist. Ist es ernsthaft möglich, dass wir uns, wie vor 30 Jahren es **Ernst Troeltsch** tat, noch einmal um eine „Kultursynthese“ jener zum Teil sehr entgegengesetzten Grössen bemühen? Dass auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder ähnliche Bemühungen zu verzeichnen sind, vielleicht mit dem Unterschied, dass das problematischer gewordene „Deutschtum“ zugunsten des „Humanen“ und „Christlichen“ — welch unbestimmter Begriff! — zurücktritt, ist keineswegs ein Ausdruck echter Pietät, die aus Ehrfurcht vor der im Hintergrund stehenden Sache entspringt, sondern eher ein Beweis für die mangelnde Fähigkeit zu klaren Entscheidungen, die immer zu Scheidungen führen. Auch auf unsere Generation scheint das Wort: Wir Epigonen! von welchem Albert Schweitzers Kulturphilosophie ausging, immer noch zuzutreffen. Wahrscheinlich wird der Westen, nachdem der Traum von der Erneuerung des abendländischen Humanismus zu Ende geträumt ist, weiter einem modernen **Alexandrinertum** entgegengehen, dem sich der Ausbau der technokratischen Welt zur Seite stellt. **Spenglers** Vision wird an dieser Stelle vielleicht doch recht behalten, so sehr die geistigen Grundlagen seiner „Morphologie der Weltgeschichte“ falsch sind und wir viele seiner Druchblicke und Folgerungen mit **Toynbee**, der ihn als Fachmann und Christ zugleich kritisiert, ablehnen müssen. Die christliche Gemeinde wird, wie schon in ihren Anfängen nach Zeitenwende, sich in dieser gott-losen aber von Göttern und Dämonen erfüllten heil-losen Welt bewegen und bewähren müssen, eben nicht als Zuschauer, sondern als eine solche, die mit ihrem Licht aus der Höhe jener erst die wahren dunklen Seiten ihrer un-wahren Existenz zeigt und welche ihrerseits auf das Kommen des Herrn im freudigen Dienst am Nächsten wartet.

Dr. E. Fülling.

—||—

Einige Betrachtungen über die Stellung der Evangelischen in Portugal und Brasilien im XVI. bis zum ausgehenden XVIII. Jahrhundert.

Über die kühnen Fahrten der portugiesischen und spanischen Schiffer zu Ende des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts auf bis dahin „niemals befahrenen Meeren", und über die neuen Ufer, die sich vor den staunenden Augen der Europäer aufgetan hatten, hielten die Herrscher von Portugal wie von Kastilien die Kurie unterrichtet. Die Inhaber des Stuhles St. Petri in Rom legten begreiflicherweise Wert darauf, sich in die, mit den Entdeckungsfahrten in Zusammenhang stehenden Vorgänge, deren künftige Bedeutung ihnen nicht verborgen blieb, einzuschalten. War das Tun der weltlichen Mächte auch im Wesentlichen auf die Mehrung von Landbesitz und Geltung gerichtet, so hatten ihm auch nicht gewisse mystisch-religiöse Züge gefehlt. Solche waren in dem portugiesischen Infanten Heinrich, dem Seefahrer, verkörpert gewesen, der beharrlich den Blick der Portugiesen seewärts gelenkt hatte. Neben der Erwartung von Handelsvorteilen für sein Volk hatte den Grossmeister des Christus-Ordens dabei auch die Hoffnung beseelt, die unter portugiesischer Flagge an der westafrikanischen Küste segelnden Schiffe möchten in das Reich des legendären Priesters Johannes gelangen. Mit diesem mächtigen, christlichen Beherrscher Äthiopiens vereint, würden die Portugiesen die Ungläubigen vernichten.

Als Cabral sich im Jahre 1500 (9/3), von seinem Könige verabschiedete, um die Reise anzutreten, die zur Entdeckung der Insel des Wahren Kreuzes, des späteren Landes des Heiligen Kreuzes führen sollte, setzte ihm D. Manuel ein vom Papst geweihtes Barett aufs Haupt. Darauf überreichte er ihm eine Fahne mit dem königlichen Wappen und mit dem Kreuz des Christus-Ordens. Die Länder, über die dieses Banner wehen würde, sollten also ebenso dem Szepter Portugals, wie der geistigen Macht der Kirche, vertreten durch jenen Orden, unterworfen sein.

In dem Berichte, den Christoph Columbus an den Schatzmeister Gabriel Sanches über die neuentdeckten Inseln und ihre Bewohner erstattete, ist von dem Wunsche die Rede, der, nach Ansicht des Schreibers, dem spanischen Herrscherpaare — den „Reys catolicos" — besonders am Herzen liegen musste: die Bekehrung der eingeborenen Bevölkerung, zum heiligen Glauben! Und aus dem anschaulichen Briefe, den Pero Vaz Caminha an den König von Portugal von der Insel des Wahren Kreuzes aus richtete, erklingt wiederum die verlockende Aussicht, die Indianer in den Schoss der christlichen Kirche zu geleiten. Die Naturkinder

---

*) Dieser Beitrag aus der Feder des bekannten paulistaner Historikers Friedrich Sommer wurde uns freundlicht von P. M. Begrich (São Paulo) zur Veröffentlichung zugesandt.

hatten dem Gottesdienste der Portugiesen beigewohnt. Sie schmückten sich mit kleinen, zinnernen Kreuzen, die an einem Faden befestigt und von denen 40 oder 50 Stück unter ihnen verteilt worden waren. Das nächste portugiesische Schiff, das zu dem neuen Lande fahren würde, sollte Geistliche bringen, um die Eingeborenen zu taufen.

Diese Gesinnung, die seit dem ersten Tage herrschte, an dem die neuen Gebiete in den Machtbereich Spaniens bezw. Portugals gelangt waren, blieb durch die Jahrhunderte lebendig. Hatten die Mutterländer zu den stärksten Pfeilern der katholischen Kirche gehört, so wuchsen sich die weiträumigen Kolonien jenseits des Ozeans, die in den gleichen geistigen Herrschaftsbereich eingetreten waren, zu sicheren Stützen derselben Kirche aus. Als nach aussen nicht merklich betonte, aber im Geheimen doch streng beobachtete Richtlinie galt es, die geistige, in diesem Falle die katholische Einheitlichkeit der Neuen Welt, soweit sie spanischer und portugiesischer Herrschaft unterworfen war, unversehrt zu bewahren. Es war eine Folge dieser Haltung, dass den Angehörigen anderer Glaubensbekenntnisse der Zutritt zu diesen neuen Ländern teils gänzlich verboten, teils erheblich erschwert wurde, bis sich weniger engherzige Anschauungen durchsetzten und den Nichtkatholiken von Staats wegen die Zugeständnisse eingeräumt wurden, die einem aufgeklärteren Zeitalter entsprachen.

* * *

Die für das portugiesische Kolonialreich getroffenen Bestimmungen über die Niederlassung Fremder, worunter in der Regel Nichtkatholiken zu verstehen waren, haben im Laufe der Jahrhunderte vielfach geschwankt oder wurden mit wechselnder Strenge und Nachsicht gehandhabt. Eine lückenlose Übersicht über die portugiesische, auf Brasilien bezügliche Fremdengesetzgebung und ihre Durchführung liegt bisher nicht vor, und wenn uns auch Ausschnitte aus diesem Bezirke obrigkeitlichen Waltens bekannt sind, so verzichten wir doch darauf, näher auf dieses Thema einzugehen. Wir müssten weitläufig werden, ohne die Gewissheit zu haben, dass es uns gelingen könnte, aus dürren Verordnungen ein Bild zu entwerfen, das der lebendigen Wirklichkeit jener fernen Zeiten einigermassen entspräche. Wir beschränken uns also auf die Feststellung, dass in das grosse Land mit seiner langen, nur schwach bewachten Küste und mit seiner dünn gesäten Bevölkerung, die sich nur schrittweise zu geschlossenem Gemeinwesen unter wirksamer behördlicher Führung zusammenballte, nach und nach Flämen und Deutsche aus anderen Stämmen, ferner Franzosen, Engländer und sonstige Angehörige der reformierten Kirchen einsickerten, die sich (seit 1517) nach den Lehren Luthers, Zwinglis und Calvins gebildet hatten.

Wie sich diese Protestanten im Einzelnen inmitten einer katholischen Bevölkerung befunden haben, darüber kann man nur Vermutungen auf Grund einiger bekannter Beispiele anstellen. In der Regel bildeten diese Männer einen Fremdkörper, der sich

aber früher oder später, meistens wohl durch Heirat, in die Umgebung einfügte. Wirtschaftliche Vorteile, gesellschaftlicher Aufstieg oder auch nur Gleichberechtigung vor den Gesetzen (Nichtkatholiken konnten z. B. keine „sesmarias" (Landverleihungen) empfangen, waren fast stets nur durch Übertritt zur katholischen Kirche zu erreichen und fielen, wie gesagt, nicht selten mit der Einheiratung in einen grösseren, einflussreichen Familienverband zusammen.

Verhielt man sich im allgemeinen den Nichtkatholiken gegenüber wenn nicht feindlich, so doch bis zu einem gewissen Grade ablehnend oder mindestens zurückhaltend, so hörte dies auf, wenn besondere Verhältnisse obwalteten. In den Zeiten, als die an Zahl geringen Europäer sich den vielfach in bedrohlicher Übermacht auftretenden Eingeborenen gegenübersahen, nahm man gern jeden brauchbaren Mann auf und sah darüber hinweg, dass er sich zum „Ketzerglauben" bekannte. Diese auf Nützlichkeitserwägungen beruhende Haltung tritt besonders im 16. Jahrhundert vielfach hervor und soll an nur einigen Beispielen gezeigt werden, wobei wir, wegen der Gleichartigkeit der Erscheinungen, auch einen flüchtigen Blick auf die spanischen Kolonien werfen wollen. Dort lagen die Verhältnisse zu manchen Zeiten, besonders während der Herrschaft der Habsburger in Spanien, für die Deutschen und teilweise auch für die Niederländer durchaus günstig. Man denke nur an die Riesenkonzession, die den Welsern in Venezuela zufiel. Ihre Ausbeutung hat für die Deutschen freilich nur schwere Verluste an Ansehen, an Menschenleben und an Kapitalien nach sich gezogen, aber die dabei gewonnenen bitteren Erfahrungen mögen für die späteren Kolonisatoren doch nicht ganz ohne Wert gewesen sein.

Als 1535 die erste spanische grössere Expedition zum La Plata ausgerüstet wurde, die Pedro de Mendoza unterstand, konnte daran wiederum ein Handelsschiff der Gruppe Welser-Neithart teilnehmen; und unter den angeworbenen Kriegsleuten befanden sich viele Deutsche, unter ihnen der bekannte Ulrich Schmidl aus Straubing, der später als Luther-Anhänger erkenntlich wird. Er wird nicht der einzige Evangelische unter den 500 Hochdeutschen, Niederländern und Sachsen gewesen sein, die damals der Werbetrommel Mendozas gefolgt waren.

Der flämische Grosskaufmann Erasmus Schetz gehörte, als die Portugiesen die Kolonisationsarbeit in São Vicente begannen (1532), zu den ersten, die das nicht geringe Risiko auf sich nahmen, grössere Kapitalien im kolonialen Plantagenbau und Handel, sowie in der Schiffahrt nach der Kolonie anzulegen. Der genannte Handelsherr kann als gläubiger Katholik gelten, nicht nur weil auf dem Gebiete des Schetz'schen „Engenho" in São Vicente eine der „Hlg. Maria im Schnee" geweihte Kapelle errichtet wurde, sondern weil aus dem Schrifttum auch sonst noch erkenntlich wird, dass die Schetz enge Beziehungen zu den Jesuiten unterhalten haben. Von den Söhnen des Erasmus tritt im Zusammen-

hange mit dem vizentiner Unternehmen besonders Gaspar hervor, der in jungen Jahren zu humanistischen Kreisen in Erfurt und Marburg in Beziehungen geriet, in die Nähe Melanchthons gelangte und Freundschaft mit dem „Dichterkönig" Helius Eeobanus Hessus schloss. Später, wohl unter väterlichem Druck, musste Gaspar diese Neigungen aufgeben und treffen wir ihn mit seinen Brüdern unter den Parteigängern der spanischen Unterdrücker der reformierten Niederländer an. Aber wie allem Anscheine nach ein im lutherischen Glauben erzogener Sohn des Dichterkönigs, Heliodorus Hessus, durch die Vermittelung Gaspar Schetz' nach São Vicente gekommen ist, so kann auch mit einiger Sicherheit angenommen werden, dass unter den flämischen oder deutschen Beamten des Schetz'schen Unternehmens, deren Namen erhalten blieben, den Peter Rösel, Johann von Hülsen (oder van Hielst), Johann Martin und Paul Werner, sich noch der eine oder andere Protestant befunden haben wird.

Unter den Fremden, die aus reformierten Ländern kamen und in São Vicente ansässig wurden, treffen wir auch den Engländer John Whithall, der Schwiegersohn des aus Italien stammenden Giuseppe Adorno wurde (1578). Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Eheschliessung der Übertritt des Engländers zum katholischen Glauben vorausging. Der Schwiegersohn des angesehenen Zuckermühlenbesitzers wurde später in São Vicente, João Leitão genannt; er hatte möglicherweise den Namen seines Taufpaten angenommen. (Damals war Jeronimo Leitão capitão môr von São Vicente). Als Anhänger des lutherischen Bekenntnisses, der auf einem portugiesischen, dann auf einem spanischen Schiffe als Kanonier gedient hatte und als Schiffbrüchiger in São Vicente eintraf, sich hier aber nur vorübergehend aufgehalten hat, nennen wir schliesslich noch Hans Staden aus Homberg in Hessen. Die höchsten Behörden der Kolonie hatten keine Bedenken, dem frommen Lutheraner einen verantwortungsreichen und gefährlichen Wachtposten anzuvertrauen; sie waren im Gegenteil sehr befriedigt, als der biedere Hesse sich durch Versprechungen bestimmen liess, den abgelaufenen Anstellungsvertrag zu verlängern.

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung weit überschreiten, wollten wir der weiteren zahlreichen Fremdstämmigen gedenken, die sich im Fortgang der Ereignisse in der Kapitanie São Vicente niederliessen. Wir denken dabei natürlich nicht an Spanier, die sich hier fast wie zu Hause fühlen konnten; auch nicht an Italiener, die, wie jene, mit den Portugiesen rassisch verwandt waren und sich einander sprachlich und durch den gemeinsamen Glauben nahe standen. Wir erinnern uns vielmehr der Betting (Betim), Brant oder Barewell (Baruel), der Leme, Taques, Arzão, Furquim und wie sie alle hiessen. Ihr ursprünglicher Name ist nicht immer mit Sicherheit zu ermitteln, und in manchen Fällen sind sie erst nach Brasilien ausgewandert, nachdem bereits eine oder einige Generationen des Geschlechtes in Portugal oder auf

den Azoren ansässig gewesen waren. Sie bilden aber in ihrer Gesamtheit eine, wenn auch nur dünne Kette, die von der Kolonialzeit bis in die Gegenwart reicht und das lusitanisch-katholische Element des brasilianischen Volkes an die Stämme vorwiegend reformierten Glaubens im mittleren und nördlichen Europa anschliesst. Solange dieser fremde Zufluss tropfenweise einsickerte, wurde er von den starken Lebenssäften des neu entstehenden Volkes aufgesogen. Wir werden später sehen, wie und wann sich hierin ein Wandel vollzog.

* * *

Zunächst haben wir uns noch mit mehreren kirchengeschichtlich sehr bemerkenswerten Vorgängen vergangener Jahrhunderte zu beschäftigen. Dabei sei daran erinnert, dass in den französischen Kabinetten schon bald nach der Entdeckung Brasiliens der Wunsch rege war, sich von diesem grossen portugiesischen Kolonialbesitz einen Teil einzuverleiben. Versuche hierzu wurden nicht vereinzelt unternommen, wie auch die Festsetzung einer französischen Gruppe unter Führung des Admirals Villegaignon, in der Guanabara-Bucht (1555) dazu gehörte. Als diese namhafte Persönlichkeit Siedler für eine geplante „France Antarctique" heranzuziehen suchte, folgten seinem Rufe nach der fernen, südamerikanischen Küste gegen 300 Reformierte (Hugenotten), die hier eine Zuflucht vor den Verfolgungen in ihrer Heimat zu finden hofften. Es kam wirklich zur Gründung einer ersten reformierten Gemeinde auf amerikanischem Boden (10/3/1557), der Peter Richer (aus der Pfalz) und Guillaume Chartier ihren geistlichen Beistand liehen. Aber bald riss durch das Verhalten Villegaignons, der sich selbst eine Zeit lang dem reformierten Glauben zugewandt hatte, jedoch rasch wieder anderen Sinnes geworden war, in der Gemeinde verhängnisvolle Zwietracht ein. Schon Anfang 1558 werden die beiden Geistlichen aus der jungen Kolonie verwiesen, am 9/2 des gleichen Jahres drei evangelische Christen ihres Glaubens wegen auf Befehl von Villegaignon getötet. Als die ersten Märtyrer der reformierten Kirche auf amerikanischem Boden gingen ihre Namen — Bourdel, Verneuil, Bourdon — in die Geschichte ein. Der Schuldige an diesen Morden, den Jean de Lery den „Kain Amerikas" genannt hat, kehrte im Jahre darauf nach Europa zurück, nachdem er seinem Neffen, Bois Le Comte, die Leitung der in ihren Grundvesten bereits schwer erschütterten kleinen Gemeinschaft übergeben hatte.

Man hört noch von dem gelehrten Le Balleur (Jean de Bolés), der von der Guanabara-Bucht nach São Vicente geflüchtet war, sich dort mit Heliodor Eoban angefreundet und evangelische Gespräche geführt hat. Aber im gleichen Jahre, in dem die französischen Eindringlinge aus dem Lande vertrieben wurden (1567), veranlassten die Jesuiten die Ausweisung Le Balleurs nach Portugal, wo er vor das Inquisitionsgericht gestellt wurde. Wie verlautet, wurde er nach Indien verbannt.

An der Vertreibung der Franzosen aus der Guanabara-Bucht hatte auch Heliodor Eoban hervorragend mitgewirkt. Die ziemlich unsicheren Nachrichten über sein späteres Schicksal lassen mit einiger Gewissheit erkennen, dass sich der Sohn des deutschen Humanisten im Schatten des Zuckerhutes mit einer Tochter des João Pereira de Souza, mit dem Beinamen „Botafogo" verheiratet hat und in dem aufkommenden Orte São Sebastião do Rio de Janeiro ansässig wurde. Später erscheint auf diesem Schauplatze ein Ebano Pereira, von dem man nicht genau weiss, wie man ihn nach seiner Herkunft einordnen soll. Sollte es sich, wie manche meinen, tatsächlich um den Sohn des Erfurter „Dichterkönigs" handeln, dann hätte er, vielleicht bei seinem Übertritt zum katholischen Glauben, den Namen Pereira nach seinem Schwiegervater angenommen, der als Taufpate aufgetreten sein könnte. Die Beobachtungen über den gelegentlichen Wechsel des Namens beim Übertritt, die bisher nur vereinzelt vorliegen, müssten vermehrt werden, ehe man Schlüsse daran knüpfen könnte.

* * *

Wir hatten vorher von der Inquisition gesprochen, die in Portugal erst 1557 eingeführt wurde, nachdem sie in Spanien bereits Jahrzehnte früher ihre Tätigkeit aufgenommen hatte, die so vielen Menschen zum Unheile gereichen sollte. Auch in Brasilien sind die Richter des Heiligen Offiziums erst verhältnismässig spät eingetroffen, und wenn sich hier ihre Tätigkeit meistens gegen rückfällige „Neuchristen" ehemals jüdischen Glaubens richtete, so sind auch Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen, mutmasslich, weil sie Protestanten waren oder als solche galten, hier vor das Inquisitionsgericht geladen worden. Wie aber im allgemeinen die brasilianische Geschichte ziemlich frei geblieben ist von fanatischen Verfolgungen protestantischer „Ketzer", so scheint auch die inquisitorische Untersuchung gegen Angehörige der geachteten Familie Lins, die aus Ulm stammte und sich in Nordostbrasilien seit mehreren Jahrzehnten ausgebreitet hatte, ohne besonders bemerkenswerte körperliche oder geistige Schädigung der Beteiligten vorübergegangen zu sein. Nach den Akten hatten vor dem Inquisitionstribunal in Olinda zu erscheinen:

am 10/11/1953 und am 21/1/1594 Anna Lins, geboren um 1555, uneheliche Tochter des Rodrigo Lins;

am 17/3/1595 Arnoll de Olanda, ein Sohn des Christoph Lins, geboren in Olinda am 5/4/1576. Er verneinte vor dem Gericht die deutsche Nationalität seines Vaters; (?) und

am 12/8/1595 Sebald Lins aus Augsburg.

Die Lins und die mit ihnen versippten Holanda, gehören nach Theodor Kadletz, der darüber eingehende Untersuchungen angestellt hat, gegenwärtig zu den verbreitetsten Familien Pernambucos und der benachbarten Nordoststaaten.

* * *

Einige Jahrzehnte nach den vorher geschilderten Ereignissen wurde nochmals, durch Einwirken einer fremden Macht, dem reformierten Glauben eine, wiederum nur vorübergehende Heimstätte auf brasilianischem Boden bereitet. Portugal mit seinen Kolonien stand (von 1580—1640) unter spanischer Herrschaft, die sich auch in den reformierten Niederlanden gegen ein um Gedankenfreiheit ringendes Volk zu behaupten suchte. Im Zuge der gegenseitigen Feindseligkeiten lag ein Überfall auf Bahia und eine sich daran anschliessende Besetzung dieser wichtigen Handelsstadt durch die Holländer. Erst Monate später und unter dem Drucke einer spanischen Armada verstanden sich die Eindringlinge zum Abzug (1625). In ihren Reihen hatten sich nicht wenige Deutsche befunden, und dies galt im erheblich verstärkten Masse von dem Anschlag, den die Niederländer einige Zeit später auf Pernambuco unternahmen. Er führte zur Unterwerfung eines grossen nordostbrasilianischen Gebietes durch batavische Truppen und zur Einsetzung einer ebensolchen Zivilverwaltung, die sich über den Zeitraum von 1630 bis 1654 erstreckte und ein erzwungenes Nebeneinanderleben der besiegten, katholischen Bevölkerung und der siegreichen Eroberer zur Folge hatte, die sich in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Protestanten zusammensetzten. Eine besondere Glanzzeit dieser Epoche bildeten die Jahre zwischen 1637 und 44, in denen der evangelische Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen die Herrschaft über das eroberte Land ausübte. Als ein human denkender Statthalter suchte er die Gefühle des eingesessenen Volkes nach Möglichkeit zu schonen. Seine Verwaltungstätigkeit war auf Versöhnung, Fortschritt und religiöse Duldung ausgerichtet. Wo einige Jahrzehnte früher das Heilige Offizium getagt und Angst verbreitet hatte, wuchsen jetzt reformierte Gemeinden empor mit einer regelrechten Organisation von Haupt und Gliedern. Es werden 15 Kirchen in Recife und Umgegend errichtet; 12 Prediger neben Hilfspredigern und Missionaren sind tätig in der Seelsorge, in der Mission und in der Ausbildung von Lehrern für die Eingeborenen. Die Ansiedlung Deutscher, die durch die, seit drei Jahrzehnten wütende Kriegsfurie um Heimat und Besitz gekommen sind, in den weiten menschenleeren brasilianischen Räumen, wird erwogen.

Aber die „Hochmögenden“ der W. C. (Westindische Compagnie) sind nicht für Werke des Friedens und erwarten mehr und mehr Zucker und sonstige, Einkünfte mehrende Schiffsladungen aus dem eroberten Lande, wofür Johann Moritz jedoch nicht zu haben ist. Nach seiner Rückkehr nach Europa (1644) setzte, als Folge versteckter und offener Feindseligkeiten der brasilianischen Patrioten und in Auswirkung der veränderten politischen Lage in Europa, der Verfall der holländischen Herrschaft in Nordostbrasilien ein. Die Gegensätze zwischen Katholiken und Reformierten, die einige Jahre lang geschlummert hatten, brechen wieder auf und verleihen den Kämpfen, die der Herrschaft der Holländer in

Brasilien ein Ende bereiten, eine besondere grausame Note. Im Jahre 1650 verlässt der letzte reformierte Prediger brasilianischen Boden (nach P. M. Begrich), und wenige Jahre später gehört dieser zweite und letzte Versuch einer ausländischen reformierten Macht, auf brasilianischem Boden Fuss zu fassen, der Vergangenheit an.

Viele Deutsche und Holländer haben bei diesem Unternehmen ihr Leben gelassen. Einzelne Andere blieben beim Abzuge der holländischen Streitkräfte im Lande zurück, schlossen Ehen mit Brasilianerinnen und gingen in der bodenständigen Bevölkerung auf.

* * *

In unseren vorausgegangenen Darstellungen mussten wir vielfach von Übertritten, denen sich einzelne, von ihren Gemeinden losgelöste und in eine katholische Umwelt versetzte Evangelische unterwarfen, berichten. Für die Zeitgenossen katholischen Bekenntnisses war die Rückkehr der Abtrünnigen in den Schoss ihrer Kirche in der Regel ein erbauliches Ereignis, mitunter wohl auch etwas mehr. Wir wollen uns dies an einigen Beispielen, die aus Portugal wie auch aus Brasilien vorliegen, vergegenwärtigen.

In Lissabon bestand mit landesherrlicher Erlaubnis eine protestantische Gemeinde, zu deren Pfarrer um das Jahr 1772/73 der damals noch sehr jugendliche, aber durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Joh. Wilh. Chr. Müller aus Göttingen gewählt wurde. Er verheiratete sich einige Jahre später mit der Tochter einer, in Lissabon ansässigen geachteten deutschen Familie, wird Vater mehrerer Kinder, gewinnt einen Sitz in der portugiesischen Akademie der Wissenschaften — und legt im Jahre 1791 sein Amt als Seelsorger der Evangelischen in der portugiesischen Hauptstadt nieder. Bald darauf vollzieht er mit zwei Söhnen den Übertritt zum Katholizismus, während die Gattin und die zwei Töchter dem evangelischen Glauben treu bleiben. Die Kämpfe, die diesem Schritte vorausgegangen sein dürften, kann man nur ahnen, aber die letzten Gründe, die den ehemaligen protestantischen Seelsorger zu seinem schwerwiegenden Entschlusse bestimmt haben, werden nicht erkenntlich. Vielleicht stehen wir hier vor einem der Fälle, in denen eine artfremde Umwelt das seelische Gleichgewicht störte und zu Handlungen verführte, die mit den üblichen Masstäben nicht gemessen werden können. Wenn aber bei dem Übertritt Müllers materielle Gründe mitgesprochen haben sollten, die sonst wohl in solchen Fällen oft genug eine Rolle spielten, so bleibt ihm eine etwa erwartete Verbesserung seiner äusseren Lage allem Anscheine nach versagt. Es werden ihm verschiedene öffentliche und auch andere Ämter übertragen, aber keines davon ist von längerer Dauer oder scheint dem wissenschaftlich hochgebildeten Manne völlige Befriedigung zu gewähren. Seine finanziellen Verhältnisse gelten für zerrüttet und seine letzten Lebensjahre werden durch Siechtum getrübt. Im Alter von 62 Jahren scheidet er (1814) aus diesem Leben.

Betrachten wir nun die Verhältnisse, die beim Übertritt des Grafen Karl August von Oeynhausen obwalteten, der 1776, als Vetter des Grafen von Lippe, des Reorganisators des portugiesischen Heeres, ohne grosse Schwierigkeiten eine Anstellung als Oberstleutnant im Regiment Valencia erlangt hatte. Es dauerte nur kurze Zeit, bis der ehrgeizige Offizier erkannt hatte, dass er den Übertritt zum Katholizismus vollziehen müsse, wenn er am Hofe des „Rei Fidelissimo" die Gunst des Herrscherpaares erringen und sich den Aufstieg zu höheren Staatsstellen sichern wollte. So trat er dann im Januar 1778 öffentlich und unter grossem Pomp zum katholischen Glauben über. Der König und die Königin waren seine Taufpaten. Sie vergossen, wie es heisst, Tränen der Freude darüber, dass sie der alleinseligmachenden Kirche einen Gläubigen (eine spöttische Berichterstatterin sagte: einen armen deutschen Grafen) zugeführt hatte. Der Täufling gewann dabei die neuen Vornamen Pedro (nach dem König), Maria (nach der Königin) und José; dazu den Christus-Orden nebst einer Jahrespension von 6 000 Cruzeiros.

Der nunmehrige Conde Pedro Maria José, der auch in den portugiesischen Untertanenverband aufgenommen wurde, heiratete ein Jahr später die dem Hochadel Portugals entstammende Marquise von Alorna (als Dichterin unter dem Namen Alcipe geschätzt) und stieg im Heere und in der Diplomatie zu den höchsten Posten auf. Ein plötzlicher Tod rief (1793) den kaum Siebenundfünfzigjährigen aus dem Leben ab und beendete eine glückliche Ehe sowie eine beneidenswerte Laufbahn, die sich dem ehemaligen protestantischen Hessen im katholischen Portugal erschlossen hatte.

Halten wir uns auch noch vor Augen, wie ein anderer Offizier deutscher Herkunft, Joh. Heinr. Böhm, im portugiesischen Heere zu einer hohen Stellung aufgestiegen und wie sein Ende verlaufen ist. Böhm sollte aus Bremen gebürtig gewesen sein und war im Zuge der Lippeschen Reformen in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts als bereits erfahrener Berufsoffizier mit dem Range eines Obersten in das portugiesische Heer eingereiht worden. Er hatte diesen Posten bereits wieder verlassen, als er erneut zum Eintritt in den Dienst Portugals aufgefordert wurde, und zwar in der Absicht, ihm die Abwehr spanischer Übergriffe auf südbrasilianisches Gebiet anzuvertrauen. Tatsächlich ging Böhm, mit dem Range eines Generalleutnants bekleidet und als Oberkommandeur sämtlicher Streitkräfte in Brasilien, wahrscheinlich Ende 1767 dorthin ab. Ohne im Einzelnen auf die Tätigkeit Böhms, in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreise einzugehen, soll nur erwähnt sein, dass er hier unter den grössten Schwierigkeiten eine reguläre Truppe ausbildete, mit der es ihm gelang, den Feind aus mehreren Stellungen in Rio Grande do Sul, in denen er sich festgesetzt hatte, zu vertreiben; und ferner durch geschickte Taktik die Landungsversuche überlegener spanischer Streitkräfte in Santa Catarina abzuweisen.

Nach Beendigung der Feindseligkeiten kehrte General Böhm Anfang 1779 nach Rio zurück, wo er, unterstützt von Generalmajor Jacques Funck, einem Schweden, dem Ausbau der Landesverteidigung seine Aumerksamkeit widmete.

Böhm war Protestant. Als er sich nach Brasilien begab, begleitete ihn seine Gattin. Er musste sie in Rio schwer erkrankt zurücklassen, als er (1774) nach dem Kriegsschauplatz im Süden aufbrach. Frau Böhm scheint dieser Krankheit erlegen zu sein, denn 1781 war der General Witwer und eine unverheiratete Schwester stand seinem Haushalt vor. Bei der engen Verknüpfung, die zwischen der katholischen Kirche einerseits, den hohen weltlichen und kirchlichen Behörden andererseits bestand, kann man sich schwer vorstellen, wie General Böhm sich als Protestant und oberster militärischer Befehlshaber in seinem Verhältnis zur katholischen Landeskirche zurecht fand. Man braucht nur an gewisse kirchliche Veranstaltungen zu denken, an denen die Teilnahme der hohen Behörden als unerlässliche Pflicht galt, oder an die zivilen Feste, die wiederum nicht ohne Beteiligung von Militär und Geistlichkeit vonstatten gingen.

In dieser für uns undurchsichtigen Sachlage bringt nun ein unerwarteter Zwischenfall eine bemerkenswerte Wandlung hervor. Der General stürzt Mitte 1782 vom Pferde und zieht sich schwere Verletzungen zu. Auf dem Krankenbette und angesichts des Todes äusserte er die Absicht, zum Katholizismus überzutreten. Vielleicht peinigte ihn der Gedanke, wo sein Leib die letzte Ruhestätte finden würde, wenn die katholische Geistlichkeit ihm einen Platz in ihrer Kirche versagen sollte.

Aber der Wunsch des Kranken verbreitete sich rasch in der Stadt und wurde mit Freudenkundgebungen aufgenommen. Eine im Gange befindliche Theatervorstellung wurde abgebrochen und viel Volk eilte zur Wohnung des Generals, um Zeuge eines so bedeutungsvollen Aktes zu werden. Der Übertritt erfolgte noch in der gleichen Nacht in Gegenwart der höchsten kirchlichen und weltlichen Würdenträger. Das Ereignis, wie auch die bald darauf eintretende Genesung des Generals wurde durch feierliches Te Deum und durch Lesen von Messen festlich begangen. Aber die Besserung im Befinden des Kranken war nur vorübergehend. Noch vor Ablauf des Jahres 1783 hat der Tod den General Böhm abgerufen. Seine sterblichen Überreste wurden im Kloster Santo Antonio beigesetzt.

* * *

Die von der Metropole in Lissabon grundsätzlich gehandhabte, freilich nicht restlos erzielte Fernhaltung von Ausländern von der brasilianischen Kolonie, die sich vorwiegend gegen Nichtkatholiken gerichtet hatte, musste einer anderen Auffassung weichen, als durch die napoleonischen Kriege umstürzende Veränderungen in den politischen Verhältnissen nicht nur Europas, sondern auch Amerikas herbeigeführt wurden. Der damals vollzogenen Verlegung des portugiesischen Hofes und der wichtigsten Regierungs-

ämter von Lissabon nach Rio de Janeiro (1807/08), folgte unmittelbar die von dem Prinzregenten D. João verfügte Öffnung der brasilianischen Häfen für die Schiffe aller befreundeten Nationen, was der Bewilligung des Niederlassungsrechtes an Zuzügler jeglichen Bekenntnisses gleichkam. Es bedeutete eine weitere Lockerung und ein verstärktes Abrücken von der früher von Lissabon aus mit Bezug auf Brasilien geübten Selbstgenügsamkeit, als der Prinzregent die Kolonisation mit schweizerischen Einwanderern begann, die zunächst allerdings in dem katholischen Freiburg geworben wurden. Als aber die brasilianische Unabhängigkeit von Portugal vollzogen war (1822), gehörte es zu den ersten Massnahmen des Kaisers D. Pedro, Einwanderer und Soldaten ohne jegliche Einschränkung hinsichtlich ihres Bekenntnisses in deutschen Ländern zur Niederlassung in dem neuen Kaiserreiche aufzufordern. Unter den Ankömmlingen befanden sich Tausende von Evangelischen. Die damit eingeleitete neue Situation zwischen Eingesessenen und Eingewanderten zu schildern, gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Abhandlung.

—||—

„Evangelischer Literaturbeobachter"

Der „Evangelische Literaturbeobachter" erscheint (vierteljährlich) als Beilage zu „Kirche in der Zeit" (Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland e. V., Düsseldorf) und bietet einen guten Einblick in die neuste theologisch-kirchliche Literatur, sowie wertvolle Hinweise auf wichtige Veröffentlichungen auf dem Gebiet der allgemeinen Geistesgeschichte. Aus den vorzüglichen Buchbesprechungen und Beurteilungen greifen wir eine heraus (Sechste Folge, Mai 1952, S. 109).

Karl Barth: Die kirchliche Dogmatik. III. Band. 4. Teil. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich 1951. 810 S. 35 DM.

Dass eine „Dogmatik" nicht nur ein Buch für den Fachtheologen ist beweist dieser Band der „Kirchlichen Dogmatik". Die Theologen auf ihn aufmerksam zu machen, wird hoffentlich nicht nötig sein. Den Nichttheologen, Christen und Nichtchristen aber rate ich dringend, ihren kulturkritischen Bestseller von Sartre bis Koestler für einige Zeit auf die Seite zu legen und dies Buch zur Hand zu nehmen. Sie sollten sich weder durch seinen Umfang noch durch die falsche Meinung, man müsse sich erst durch die sieben anderen Bände hindurchgearbeitet haben, um den achten zu verstehen, zurückhalten lassen, und werden dann mit Erstaunen sehen, wie spannend, wie lebensnah, wie unmittelbar hilfreich, ermutigend und beratend Theologie sein kann.

Der neue Band ist der Abschluss des vier Bände umfassenden dritten Hauptteiles, der die Lehre von der Schöpfung behandelt und nun mit einer Betrachtung derjenigen ethischen Probleme, die aus dem Geschöpfsein des Menschen erwachsen, zum Ziele kommt. Es ist eine Ethik, die sich des Evangeliums nicht schämt, sondern die glaubt, dass es für unsere täglichen Probleme und Konflikte immer eine bessere, treffendere,

erleuchtendere Antwort wisse als unsere autonome Vernunft, das „Naturrecht" oder sonst ein Menschenfündlein. Und dieser Glaube wird so bestätigt, dass auch ein Heide, der den Band in die Hand nimmt, von dem besonderen Lichte, das hier auf unsere Wirklichkeit fällt, etwas merken und darüber unseren Vater im Himmel zu preisen beginnen kann. Der Theologe aber, der von Barths neuer Sicht des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium etwas weiss und besorgt war, es möchte sich hier die Vermischung ereignen, vor der Luther so gewarnt hat, es möchte hier das Evangelium das Tröstlich-Befreiende und das Gesetz die notwendige Strenge verlieren, er möge jetzt nachprüfen, ob diese Gefahren eingetreten sind und sich von Missverständnissen befreien lassen.

Die wichtigsten Gegenstände, die hier behandelt werden, seien genannt. Es geht zunächst nur um diejenigen ethischen Fragen, die sich unmittelbar aus unserer *Geschöpflichkeit* ergeben; was den Eintritt der Sünde in die Schöpfung zur Voraussetzung hat (also etwa die Probleme des Staates, des Rechtes, der Strafe u. ä.) wird erst in späteren Bänden betrachtet werden. Zu unserer Geschöpflickeit aber gehört, dass wir Mann oder Frau, dass wir Kinder unserer Eltern und Eltern unserer Kinder sind, dass im grosseen Bereiche der Menschheit die einen uns näher und die anderen uns ferner stehen, woraus sich die Gruppierungen von Stamm, Volk und Kulturgemeinschaft ergeben. Was Gottes Gebot in all diesen Beziehungen (Ehe, Familie, Volk und Menschheit) von uns fordert, das wird im grossen Mittelteil erwogen; mit ihm die Lektüre zu beginnen, sei dem mit theologischer Arbeit nicht Vertrauten empfohlen. — Gottes Gebot fordert, nicht um zu knechten, sondern um frei zu machen. Das grosse Wort dieser Ethik heisst *Freiheit* — mit einem so triumhierenden Klang, wie ihn die ängstlich gewordene christliche Ethik seit Luthers Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen" kaum mehr gekannt hat. So meint jener Mittelteil die „Freiheit zur Gemeinschaft"; ihm folgt die „Freiheit zum Leben". Ungewöhnlich, wie hier von der Lebensbejahung, vom Willen zur Freude, ja vom Willen zur Macht gesprochen werden kann, wie Albert Schweitzers Leitbegriff der „Ehrfurcht vor dem Leben" positiv aufgenommen, wie der Impuls der modernen Lebensphilosophie seit Nietzsche verstanden werden kann! Eben in diesem Zusammenhang ist dann vom Schutz des Lebens und also von Selbstmord, Euthanasie, Medizin, Geburtenregelung, Abtreibung, Notwehr und Krieg die Rede, — wie, davon möge jeder, der nach einer christlichen Antwort in den Nöten, die mit diesen Stichworten angezeigt sind, fragt, sich selbst überzeugen. Freiheit zum Leben ist Freiheit zum Tun; so wird anschliessend von Arbeit und Beruf, zuvor aber — wie unerwartet! — vom Dienst der christlichen Gemeinde gesprochen. Bevor aber das Geschöpf frei wird für sein Leben, muss es frei sein für seinen Schöpfer; darum beginnt der Band mit einem Kapitel über die „Freiheit vor Gott", in dem über die rechte Heiligung des Feiertages, über Bekenntnis und Gebet wahrhaft „erbaulich" gehandelt wird. Die Lektüre der Einleitung mit den Überlegungen über die Möglichkeit einer speziellen, d. h. auf Konkretes eingehenden Ethik überhaupt würde ich dem Nichttheologen erst anschliessend an die genannten Abschnitte raten. Von hier sollte er dann weitergehen zu den grundlegenden Erwägungen über Gottes Ge-

bot, über Gesetz und Evangelium und über das Problem der christlichen Ethik, die sich in Band II, 2 finden und die diesen Band vorbereitet haben.

Der Theologe vom Fach wie der nichttheologische Leser werden gerade bei diesem Bande nicht übersehen dürfen, dass es nicht eine gespielte Bescheidenheit ist, wenn Barth einige Male, z. B. gerade im Zusammenhang des Ehekapitels, seine Darlegung als einen „Versuch" bezeichnet, einen „Vorstoss auf Besseres hin", und sich beklagt, dass manche traditionellen Antworten der christlichen Ethik uns als ungenügend im Stiche lassen, weil sie gesetzliche, „nicht nur lebensfremde, sondern auch sehr geistesfremde" Antworten seien. Ein Versuch beansprucht nicht, Endgültiges zu sagen. Das wird gerade derjenige bedenken müssen, der sich zu kritischen Fragen an Barth veranlasst sieht. Es werden Fragen der *Mitarbeit* sein müssen, wenn man einsieht, wie sehr gerade die christliche Stellung zur Ehe und zur Frauenfrage neuer Besinnung bedarf. So werden auch solchee kritischen Fragen dem rechten Leser den grossen Eiindruck des Barthschen „Vorstosses" nicht schmälern. Gerade dass diese Ethik wirklich vorstösst, wird sie bei solchen Weltkindern, die andere theologische Ethiken begierig zur Hand nahmen und dann wieder enttäuscht zuschlugen, Aufmerksamkeit und Dank finden lassen, — und dies, ohne dass ihnen etwas von dem harten Gericht des göttlichen Gebotes erspart bliebe; denn auch das strengste Gebot ist Zeichen dafür, dass Gott das Heil des Menschen zu seiner eigenen Sache gemacht hat. Gerade darum ist diese theologische Ethik weniger als viele andere eine humanistische, aber auf der ganzen Linie eine wahrhaft humane Ethik.

—||—